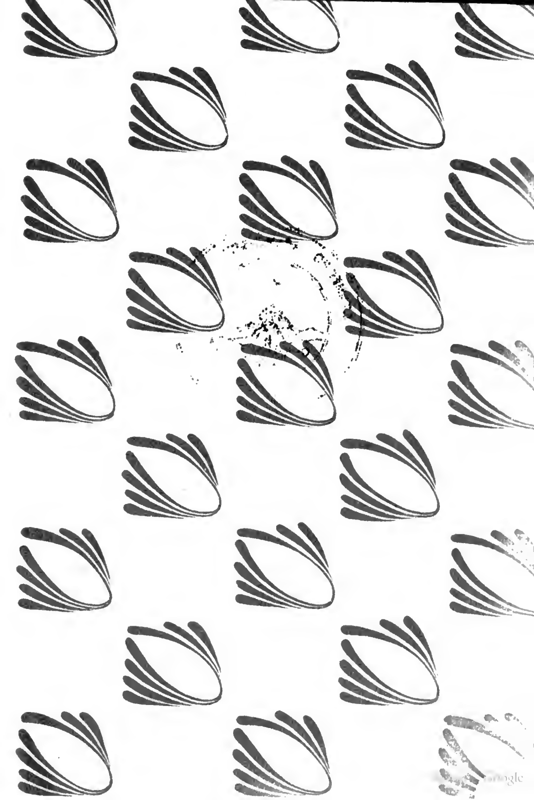
Deutsche Sorgen in Ungarn

von

Adam Müller-Guttenbrunn



Deutsche Sorgen in Ungarn

Deutsche Sorgen in Ungarn

Studien und Bekenntnisse

Von

Adam Müller-Guttenbrunn

Verlegt bei Ed. Strache, Wien-Warnsdorf-Leipzig

1 9 1 8

Gedruckt bei Ed. Strache, Warnsdorf.

Vorbemerkung.

Es wird jetzt viel über Ungarn geredet. Aber meine Freunde, literarische und politische Freunde, vermissen in diesem Chorus junger Stimmen einen deutschen Brummbaß, der die Sorgen zum Ausdruck brächte, die in Ungarn für uns schlummern. Und sie muteten mir zu, ein Buch ad hoc über Ungarn zu schreiben, ein Wort zur heutigen Lage zu sagen. Das lehnte ich ab; wem meine Romane „Götzendämmerung", „Die Glocken der Heimat", Der große Schwabenzug" nicht genügten, dem hätte ich nichts zu sagen.

Doch da kam einer und brachte mir all die Aufsätze, die ich im Laufe vieler Jahre über meine Banater Heimat und über Ungarn im allgemeinen geschrieben habe; die wenigstens sollte ich jetzt sammeln. „Mensch, das sind drei Bände!" sagte ich. „Und es sind ja eigentlich nur die Studien und Skizzen für meine Romane." „Eben darum!" erwiderte er. „Es sind Studien und Bekenntnisse." Und da er nicht mehr von seinem Plane ließ, traf ich aus seiner Sammlung eine kleine Auslese für dieses Buch. Es wird an Wiederholungen wichtiger Dinge nicht fehlen, aber die möge man hinnehmen, denn diese Aufsätze zu einem geschlossenen Buche umzugießen, brachte ich nicht über mich. In jedem einzelnen Stück grollt der vermißte Brummbaß, da leise, dort laut und zuletzt, in dem bisher unveröffentlichten „Unhöflichen Briefwechsel" mit dem Bürgermeister von Temeschwar, ringt er sich mit voller Wucht durch. Hoffentlich stört er den Chorus der neuen Entdecker Ungarns nicht allzusehr.

Im Frühling 1918.

A. M.-G.

Ungarn.

Mehr als von jedem anderen europäischen Lande wird von Ungarn geredet. Es ist die Heimat der Temperamente, des politischen Vulkanismus. Immer ist etwas los, man hat dort stets eine „Lage“, die zu klären, einen Knoten, der zu entwirren ist. Europa findet das interessant, und so mancher Reiseschriftsteller hat dem Rätsel nachgespürt und Ungarn geschildert. Aber man ist in den offiziellen Kreisen des Landes mit diesen Schilderungen höchst unzufrieden, Ungarn will kein interessantes Land sein, es will als gleichberechtigter Kulturstaat aufgefaßt und dargestellt erscheinen. Die zweifelhafte Ehre, seit Jahrzehnten ein Tummelplatz für Globetrotter à la Tissot zu sein, die ihre Phantasie in Ungarn spazieren führen, lehnt man dort ab. Man nimmt auch in Ungarn das Recht in Anspruch, mit heimatlichen Augen gesehen, von heimatlichen Federn geschildert zu werden. Und das verflossene Ministerium der Koalition war es, das eine Aktion großen Stils nach dieser Richtung in Angriff nahm; es mietete einmal eine ganze Nummer der „Leipziger Illustrierten Zeitung“ für seine aufklärende Propaganda und bereitete überdies ein sogenanntes Prachtwerk in deutscher, englischer und französischer Sprache vor, das an die Adresse Europas gerichtet werden sollte.

Dieses Werk ist vor einigen Jahren erschienen: „Ungarn. Im Auftrage des königlich ungarischen Handelsministers herausgegeben von der Direktion der königlich ungarischen Staatsbahnen“, lautet sein Titel, es werden zwölf namhafte Autoren des Landes als Mitarbeiter und ein besonderer Redakteur genannt, der zugleich Inspektor der Staatsbahnen ist. Hinter dem Unternehmen aber stand ungenannt Franz Kossuth, denn er war

der Handelsminister, als dieses Werk geplant und bearbeitet wurde.

Es ist wichtig, auf solche Art die Herkunft und die Bestimmung dieses Werkes festzustellen, denn es will aufklären, will falsche Anschauungen berichtigen und die moderne Welt einladen, Ungarn zu besuchen, seine landschaftlichen Schönheiten und seine vielgestaltigen Kulturverhältnisse kennen zu lernen. Diesem Zwecke dürfte das Prachtbuch gute Dienste leisten, denn es lockt und reizt in Wort und Bild die Schaulust des Lesers und bietet ihm eine Art Gesamtbild aller Länder der ungarischen Krone. Die Absichten des Werkes, dem Fremdenverkehr zu dienen, kommen in seiner inneren Gliederung klar zum Ausdruck, denn diese ist einfach auf die Linien der ungarischen Staatsbahnen aufgebaut, und Budapest ist als der Ausgangspunkt aller dieser Linien, als das Herz des Landes behandelt.

Diese landschaftlich so schöne Stadt, deren Wachstum nur mit amerikanischem Maßstab gemessen werden kann, ist das Schoßkind der Regierung und das Idol des ganzen Landes. Alle Kräfte streben dahin, es gibt keine Adelsgruppen, die sich ihr entziehen, und keine provinziellen Eifersüchteleien gegen diese Hauptstadt, die erst seit dem Jahre 1848 diesen offiziellen Titel führt, denn bis dahin galt Preßburg, die alte Krönungsstadt Ungarns und der Sitz des Landtages, auch als dessen Hauptstadt. Im Jahre 1808 bildete sich in der bescheidenen ungarischen Landstadt Pest das erste Verschönerungskomitee, und langsam stieg ihre Bedeutung. Graf Szechenyi erkannte dieselbe früh und legte den Grundstein zu ihrer Kultur. Aber niemand konnte voraussehen, daß sie zu solcher Blüte gelangen, daß sie sich einst mit Ofen und Altofen vereinigen würde zu dem heutigen stolzen Budapest. Die zentrale Lage, die unbeschränkte Aus-

dehnungsfähigkeit nach der Ebene hin und der Glanz, der alsbald von der Ofener Königsburg ausging, wirkten zusammen, dieses Ergebnis herbeizuführen. Im Jahre 1873, als die Einigung der drei Städte vollzogen war, zählte Budapest 302000 Einwohner, und jetzt hat es die Zahl von 800000 längst überschritten, es geht auf die erste Million los.

Aber diese Stadt, deren bildhaft schöne Lage sich namentlich dem, der abends mit dem Wiener Dampfschiff dort ankommt, unvergeßlich einprägt, hat keinen Fremdenverkehr. Besucher aus Ungarn selbst in Hülle und Fülle, doch kaum 60000 Ausländer im Jahr, keine Europäer. Das ist ein großer Schmerz. Und man fragt sich mit Recht in Ungarn, warum diese Erscheinung sich nicht ändern will, ja warum sie sich immer mehr fühlbar macht. Daß die fortgesetzte Alarmierung der öffentlichen Meinung eines Landes dem Fremdenverkehr nicht zuträglich sein mag, ist nicht von der Hand zu weisen. Aber der alleinige Grund für die geringe Lust der Ausländer, Ungarn zu bereisen, dürfte das doch wohl nicht sein. Es scheint, daß die Scheu, in ein Land ohne Komfort, ohne gute Hotels und all die sonstigen Bequemlichkeiten des internationalen Verkehrslebens zu geraten, den größeren Anteil an dieser Scheu Europas hat. Dagegen anzukämpfen und die Kulturvölker über den wahren Zustand des Landes nach dieser Richtung aufzuklären, mag also wohl notwendig gewesen sein. Aber das hat die ministerielle Schrift verschmäht, sie rollte nur das außerordentlich reich gegliederte Verkehrsnetz Ungarns vor dem Fremden auf und zeigte ihm im Fluge die Städtebilder und Volkstypen, denen er auf allen Routen begegnen kann, wenn er will.

Wer dieses Prachtwerk als Grundlage für Ausflüge nach Ungarn benützen wollte, der müßte sich vor allem die neueste Auflage des Meyerschen Reiseführers durch Öster-

reich-Ungarn verschaffen, denn dieser behandelt Ungarn am ausführlichsten und zuverlässigsten nach der intimeren Seite. Da fände er schon etwas mehr von dem, was in dem Buche des Handelsministeriums fehlt.

Seltsamerweise wird auch in diesem Werke, das sich in den Dienst eines volkswirtschaftlich bedeutsamen Zweckes gestellt hat, unentwegt politisiert. Das ungarische Tiefland und seine Bewohner werden begeistert geschildert, die Hohe Tatra wird als ideales Wintersportgebiet gepriesen, von Siebenbürgen bis Fiume, von Preßburg bis zum Kasanpaß durchfliegen wir das Land und freuen uns seiner vielgestaltigen, mannigfaltigen landschaftlichen Schönheit, seiner bunten Völkerschaften, die ein Auszug aller europäischen Nationen sind, aber jeder einzelne Autor glaubt, uns auch vom ungarischen Staatsrecht und von den „Gravamina" gegen das Haus Habsburg unterhalten zu müssen, von den absolutistischen und den streng verfassungsmäßigen Zeiten und so weiter. Das Politisieren ist nämlich die ungarische Nationalkrankheit. Durch diese Aufdringlichkeit aber werden Auge und Ohr des Lesers geschärft, und er entdeckt nach und nach allerlei Widersprüche, absichtliche Unterlassungen und Schönfärbereien. Darauf an dieser Stelle näher einzugehen, verbietet der gute Geschmack.

Wenn man in Bruck über die Leithabrücke schreitet, findet man die eine Hälfte derselben schwarz-gelb, die andere rot-weiß-grün gestrichen. Wenn man bei Marchegg über die Grenze fährt, wechseln die Bahnschaffner die Sprache. Jede Schokoladenfirma, die hüben als deutsch gilt, trägt drüben ein anderes Kostüm, der Wiener Kaufmann Julius Meinl kündigt drüben seinen Kaffee schon als Meinl Gyula an. Jeder Automat, der hüben Kölnisches Wasser neben den verschiedenen Erfrischungsbonbons führt, hat

jenseits der Grenze an Stelle dieses Parfüms bereits ungarische Bartwichse zu vergeben. Alles hat andere, unverständliche Namen. So schroff ist der Übergang. Er dürfte dem Fremden, der angelockt werden soll, allzuschroff erscheinen. Die Staatlichkeit Ungarns in Ehren! Aber man kann gerechterweise weder von Deutschen, noch von Franzosen oder Engländern fordern, daß sie sich mit der schweren und fremdartigen madjarischen Sprache beschäftigen. Man sollte den Gästen, die man einlädt, die Sache vielleicht doch ein bißchen erleichtern. Zugeständnisse an den Verkehr sind noch lange keine Preisgabe von Rechten und Besitztümern. Aber es scheint, daß dies das Schwerste ist bei den Madjaren. Da gibt ein ungarisches Ministerium ein Prachtwerk in deutscher Sprache heraus und hat offenbar die allerbesten Absichten damit. Und wir sind dankbar für diese Gabe, denn sie bereichert uns um so manche Erkenntnis. Aber nun denke man sich, daß in diesem für Deutsche berechneten Werke — um nur ein Beispiel zu nennen — das Wort Siebenbürgen vermieden wird. „In Erdely", „die Erdelyer Karpathen", „die Erdelyer Sachsen" liest man da. Was heißt das? Erst wenn man liest: „Die Szepeser und die Erdelyer Sachsen", kann man sich beiläufig kombinieren, daß damit wohl die Zipser und die Siebenbürger Sachsen gemeint sein mögen. Auch ist nur von der Magas Tatra die Rede, nur vom Balaton. Es ist nicht klug, an die Deutschen zu appellieren und ihnen gleichzeitig weltbekannte deutsche Begriffe wie die Hohe Tatra, den Plattensee und Siebenbürgen als Rätsel aufzugeben.

Aber das mögen die Bearbeiter und Herausgeber des Werkes unter sich ausmachen. Einzelne Mitarbeiter haben wohl gefühlt, daß sie den Zweck des Buches verfehlen durch solche Einseitigkeit, und sie machten namentlich bei Städte-

namen kleine Zugeständnisse, nennen in der Klammer auch die alten deutschen Namen.

Im großen und ganzen wird dieses Werk viel Aufklärung über Ungarn verbreiten, gewollte und ungewollte. Daß es neben dem blendenden Budapest so viele schöne Städtebilder im Lande gibt, so viele künstlerisch sehenswerte Dome, Schlösser, Rathäuser und Stifte, Bildwerke und Denkzeichen der Vergangenheit, das wissen nicht viele. Auf den Städtebildern von Hermannstadt, Kronstadt, Schäßburg und Mediasch liegt der Abglanz des deutschen Mittelalters. Im westlichen Ungarn spürt man weit hinein die Wirkungen der großen Wiener Barockzeit. In Preßburg, Raab und Ödenburg, in Erlau und Kaschau, Steinamanger und Stuhlweißenburg sowie auf den Edelsitzen der Esterhazy und andrer Magnaten meint man überall die Hände der Fischer von Erlach, Martinelli und Hildebrandt zu fühlen. Das alte Temeschwar hat einen theresianischen Baucharakter, in Kaiocsa sind die Altarbilder von Kupelwieser. An der gewaltigen Entwicklung von Budapest aber, wo so viele madjarische Bildhauer und Maler von Ruf erstanden sind (Huszar, Zala, Rona, Fadrusz und mehrere andre), haben vornehmlich Architekten der Wiener Schule ihren Anteil. Man findet neben den einheimischen Partos, Alpar und zwei oder drei andern bei allen öffentlichen Bauten in diesem Buche genannt: Stüler, Ybl, Korb, Giergl, Hild, Schickedanz, Herzog, Albr. Fellner, Hausmann, Quittner, Petz, Ulrich, Lechner, Feßl, Schulek, Steindl. Diese deutschen Baukünstler haben das Stadtbild von Budapest geschaffen, und der Engländer Clark hat die berühmte Kettenbrücke gebaut. Das ist sehr interessant. Und nicht in bösartigem Sinne. Es ist eben ein Merkmal der jungen Kultur des Landes, die noch nicht auf eigenen Füßen steht. Eine solche Epoche hatte einst auch

Wien, nur liegt die Zeit, da dort noch welsche Baukünstler, welsche Schauspieler und Sänger herrschten, mehr als zweihundert Jahre zurück. Das tausendjährige Ungarn hat eben eine ganz junge Hauptstadt.

Der gelehrte Verfasser der Einleitung dieses Werkes, der sich als Geologe, Ethnograph und Historiker gleich sicher fühlt, entrollt eine überaus interessante Völkerkarte des Landes vor dem fremden Leser. Er stellt fest, daß die Volkszählung von 1900 eine Gesamtbevölkerung von 19259559 Seelen ergab. Darunter, sagt er, befanden sich 3 Millionen Rumänen, 2 Millionen Deutsche, 2 Millionen Slowaken, 1700000 Kroaten, 1 Million Serben, 400000 Ruthenen, 300000 Zigeuner, 70000 Wenden. Die Bulgaren, Polen, Armenier, Albanesen, Italiener und Franzosen, die es auch noch geben mag, darf man zusammen wohl auch auf 500000 Seelen veranschlagen. Das macht 11 Millionen „Anderssprachige". Die ehemals deutschen Juden, von denen der Verfasser sagt, daß sie sich größtenteils assimiliert haben, zählen knapp 1 Million.

Diese Offenheit eines ungarischen Ministeriums in der Nationalitätenfrage wird sicherlich den allerbesten Eindruck machen im Auslande. Man hat es also mit rund 7 Millionen Madjaren zu tun und muß Achtung haben vor der staatsbildenden Fähigkeit dieses verhältnismäßig kleinen und nicht sehr fruchtbaren Volkes, das sich seit tausend Jahren auf einem so weiten Gebiete behauptet und immer die Kraft besaß, andere Stämme in sich einzuschmelzen.

Ja, man soll Ungarn bereisen, die Westeuropäer sollen kommen und diesen Völkerstaat studieren, er ist eines der interessantesten sozialen Gebilde, die man heute in der Welt findet. Und alles ist auch hier in der Umbildung begriffen, alles strebt nach neuen Lebensformen, der sachkundige

Schilderer des ungarischen Tieflandes behauptet, daß jeder Csikos sich bereits ändere.

Ungarn beim Reisepublikum allmählich in die Mode zu bringen dürfte nicht allzu schwer sein, man müßte nur in die künstlich geschaffene chinesische Mauer, die es von Europa trennt, ein bißchen Bresche legen.

Ungarische Wahlen.

Hei! wie die Geigen singen und klingen!
Hei! wie die Hämmer des Cymbals springen
Über die Saiten frisch auf und nieder,
Pochender Herzschlag heimischer Lieder.

So singt Lenau in der Erinnerung an seine in Ungarn verlebte Jugend in jenem kostbaren Gedicht, das er gelegentlich als eine „Satire auf die Konservativen" bezeichnete. Er schildert in glutvoller, hinreißender Weise, wie in Ungarn selbst die Greise tanzen, wenn sie die uralten Klänge der „Werbung" und anderer „nie vergessener Ahnengesänge" hören. Und kommen sie einmal in ihren nationalen Begeisterungsrausch, dann tanzen sie fort, auch wenn die Musikanten sich, einer nach dem anderen, längst verlaufen haben. Sie hören die Geigen in ihrem Innern singen und klingen und sie tanzen, wenn sie einmal im Zuge sind, auch ohne Musik, bis die Sonne ihnen ins Gesicht lacht und der Wirt ihnen einen guten Morgen wünscht.

Der Sinn des Gedichtes geht dahin, daß die Anhänger des Alten, in Lustbarkeit und Übermut versunken, den Anbruch des neuen Tages verpaßt haben und daß sie aus ihrer Hypnose endlich geweckt werden müssen, da doch schon längst die Sonne scheint.

Nicht jeder Wahlgang in Ungarn hat denselben Sinn, aber diesmal kann man ihn wohl hineinlegen. Der Rausch der ungarischen Obstruktion ist ein solcher gewesen, wie Lenau ihn schildert, sie tanzte nach uralten Klängen, nach nie vergessenen Ahnengesängen weiter und weiter, bis Graf Tisza ihr einen kräftigen guten Morgen zurief und sie heimschickte, heim zu ihren Wählern.

Und nun geht der Tanz erst recht los im ganzen Lande, denn es sind nicht nur neue Wahlen, es ist auch Karneval. Hei! wie die Geigen jetzt überall singen und klingen, wie die Kokarden blinken und die bunten Federn auf den Hüten wallen. Ein uralt heiliger Brauch. Man trägt in Ungarn die Farben seines Kandidaten, wie einst bei den Turnieren die Ritter in den Farben ihrer Damen erschienen. Die Fahnen flattern im Winde, die Wahlmacher führen ihre Scharen zum Kampfe und es brausen die Eljenrufe durch die Lüfte, als gälte es, die Mauern und Türme von Jericho zum Einsturz zu bringen.

Lärm zu machen ist das oberste Gebot für den ungarischen Kortesch, recht viel Lärm. Der Name seines Kandidaten wird in allen Gassen unablässig ausgerufen, Tag für Tag, Woche um Woche. In allen Gasthäusern, auf dem Tanzboden, vor der Kirche, vor der Schule, überall, wo Menschen zusammenkommen, wird unablässig „Eljen Paphazy!" oder wie der Kandidat sonst heißen mag, geschrien, bis in die Kinderstube wird die Wahlagitation getragen, und man hört schließlich nichts mehr als diesen Ruf, der bei Tag und bei Nacht erklingt, denn in den Wirtshäusern fließt der Wein in Strömen. Aber oft kommt, wenn sich auf solche Art die Parteigänger eines Kandidaten heiser geschrien haben, dann mit voller Wucht die Gegenpartei. Sie hat mehr Fahnenträger, sie hat schönere Kokarden, größere Federn auf den Hüten, ihre Kortesche tragen klingende Sporen an den Stiefeln und es wird nicht nur der Wein, es wird auch das Bier freigegeben, und essen mag jeder, was er will, auf Kosten des Kandidaten. Da braust denn der Gegenruf immer mächtiger durch die Lüfte und die ganze Bevölkerung wird in den Strudel fortgerissen. Man sagt sich nicht mehr „Guten Tag", wenn man sich begrüßt,

sondern man ruft „Eljen Paphazy!“ und man antwortet „Eljen Tisza!“, oder wie der Mann unserer Wahl eben heißt.

Alles schreit, tobt und zappelt, und die Nichtwähler, die in der zwanzigfachen Überzahl sind, machen den meisten Lärm. Sie trinken auch den meisten Wein. Sie lassen sich mit Kokarden und Federn schmücken und spielen voll Eifer mit, um die Gegner zu täuschen und zu blenden, und gar oft wird gerade der Kandidat, der die Mehrheit auf den Gassen und in den Wirtshäusern gehabt hat, im Wahllokal am gründlichsten geschlagen.

Das ist die große Selbsttäuschung mit den ungarischen Wahlen. Ganze Dörfer und Städte geraten in Aufruhr, das ganze Land ist auf den Beinen, denn es wurde „an die Nation appelliert“, sie soll entscheiden, sie soll richten. Und bei der Abstimmung entscheiden dann gewöhnlich ein paar hundert Stimmen. Rund neunzehn Millionen Einwohner hat Ungarn heute auf Grund der letzten Volkszählung, und nur 970841 Bürger des Landes besitzen das Wahlrecht. Aber das tut nichts, an dem Wahlwein trinken Millionen mit.

Aus meiner Jugendzeit haften die verschiedensten Wahlbilder in meinem Gedächtnis, heitere und ernste, und eine meiner allerersten Erinnerungen ist die, daß die schwäbischen Bauern von einer Wahl in Lippa mit blutigen Köpfen heimgekommen sind und daß sie dort mehrere Walachen in die Marosch getrieben und ertränkt haben. Das Jahr kann ich nicht feststellen, aber die Tatsache steht außer allem Zweifel; es gab zehn oder zwölf Tote bei jener Wahl und zahllose Verwundete. Und niemand wurde zur Rechenschaft gezogen, keinem wurde der Prozeß gemacht. Es war eben eine Wahlschlacht und das entschuldigte alles. Auch wurde

mit Hilfe der deutschen Stimmen damals der Kandidat der Regierung gewählt.

Von jener Wahl wurde jahrelang geredet. Wie die Helden, die aus dem trojanischen Kriege heimgekehrt waren, ihre Abenteuer am häuslichen Herd erzählt haben mögen, so erzählten unsere Bauern in den Spinnstuben und am Wirtshaustische noch nach Jahren die Ereignisse jenes Tages. Die deutschen Wähler waren nach der Wahl alle mehr oder weniger betrunken, als sie von den Walachen, die natürlich ebenfalls berauscht waren, in ihrem Lokal mit Knütteln überfallen wurden. Da griff jeder nach dem nächsten Gegenstand, um sich zu bewaffnen und damit dreinzuschlagen. Unser Fleischhauer, ein Riesenmensch mit einem gewaltigen Bauche, riß einen Pfahl aus einem Zaun und schwang ihn gegen einen vor ihm herflüchtenden Walachen. Endlich lehnte sich dieser mit dem Rücken an ein Haustor und verteidigte sich mit seinem Stocke. Unser Fleischhauer aber (er hieß Stranzinger und stammte aus Oberösterreich) drückte ihm seinen Zaunpfahl auf die Brust und rief ununterbrochen: „Kerl, ich durchbohre dich! Kerl, ich durchbohre dich!“ Er hatte jedoch den spitzigen Teil des Pfahles gegen sich selbst gekehrt und sein Bauch war in höchster Gefahr, aufgeschlitzt zu werden, als man ihn so fand und ihn und sein Opfer aus der gefährlichen Lage befreite. Darüber wurde viel gelacht. Und dann kam nach Jahren wieder eine Wahl. Jetzt war ich schon ein Schuljunge. Alles im Dorfe schrie: „Eljen Fülöpp!“ Und als am Sonntag der Kandidat selber erschien, ein weißhaariger alter Herr, und im großen Wirtshaus seine Rede hielt, da waren auch wir Buben alle auf den Beinen, wir trugen rot-weiß-grüne Fähnchen, die uns die Wahlmacher eingehändigt hatten, und schrien vor der Wirtshaustür so unablässig und ausdauernd „Eljen Fülöpp!“, daß wir bei-

nahe Prügel bekamen, weil wir die Rede störten. Dann kam der Wahltag und es herrschte die denkbar größte Aufregung, denn nicht in Lippa, sondern in unserem großen deutschen Dorfe sollte diesmal die Wahl vor sich gehen und die Walachen der Umgebung wurden erwartet. Vor der Kirche hatte sich die Wahlkommission niedergelassen, unter freiem Himmel fand die Abstimmung statt. Und es ist mir unvergeßlich, wie ein deutscher Bauer nach dem andern hintrat und laut den madjarischen Namen Fülöpp rief. Zögerte einer, so runzelte der Stuhlrichter seine Stirn und zog die Brauen hoch ... Auf einmal erschien der Kaplan des Dorfes an der Urne und rief: „Eljen Szelensky!". Und zehn Männer nacheinander stimmten „Szelensky!". Man hörte Pfuirufe. Die Kortesche des Fülöpp waren wie toll, sie schrien ununterbrochen: „Eljen Fülöpp!", damit man nichts von der Abstimmung höre.

Jetzt aber hieß es: die Walachen kommen! Und wir Buben eilten ihnen in Scharen entgegen, bis vor das Dorf hinaus. Eine Anzahl Gendarmen sperrte die in das Dorf führende Straße ab. Hinter dem Kordon standen die Scharen der rumänischen Wähler aus mehreren Dörfern und schwangen ihre blau-gelben Fahnen und Stöcke mit lautem Geschrei. Jeder, der durchgelassen wurde, mußte aber seinen Stock abgeben und sich daraufhin untersuchen lassen, ob er keine Waffe bei sich habe. So manchem wurde sein Messer abgenommen, dann konnte er ziehen. Es waren stattliche Männer mit langen, auf die Schultern herabfallenden dunklen Haaren, und ihre Popen gingen an der Spitze, als sie einmarschierten. Mit einem Kreuz in der Hand schritt jeder seiner Gruppe voran. Wie zu einem Gottesdienst geleiteten sie ihre Wähler zur Wahlkommission. Wir Dorfjungen liefen neben ihnen her und schrien ihnen „Eljen

Fülöpp!" in die Ohren. Sie aber schwangen ihre rumänischen Fahnen und erhoben den brausenden Ruf: „Se treasca Szelensky! Szelensky! Szelensky!" Das „Eljen!" sparten sie sich. Und sie stimmten alle ohne Ausnahme auf den Namen Szelensky, mußten aber das Dorf augenblicklich wieder verlassen. So zogen sie vor der Wahlkommission vorüber und in einem weiten Bogen wieder zum Dorf hinaus. „Se treasca Szelensky!" „Eljen Fülöpp!" „Szelensky! Szelensky!" klang es vom frühen Morgen bis zum späten Abend, die Musik spielte an allen Ecken und Enden, es wurde getanzt und getrunken, und das ganze Dorf glich einem Feldlager. Draußen aber, hinter dem Kordon der Gendarmen, die scharf geladen hatten, lagerten zweitausend Walachen auf dem freien Felde ohne Trank und Speise und warteten, bis sie an die Reihe kämen. Aber sie kamen nicht daran. Die Wahlhandlung wurde plötzlich geschlossen... Es gab Lärm, es fielen Schüsse. Aber die Walachen wichen nicht, jetzt warteten sie auf das Wahlergebnis.

Um 10 Uhr abends, bei Fackelschein, wurde es endlich verkündet. „Eljen Fülöpp!" brauste es die Dorfstraße hinauf, und ein Pope, der bis jetzt bei der Wahlurne ausgeharrt hatte, brachte seinen Leuten selbst das Ergebnis. Blaß stand er vor ihnen und hielt mit zitternder Stimme eine rumänische Ansprache, die in einem ungeheuren Wutgeheul der gereizten Menge unterging. Geballte Fäuste erhoben sich, Stöcke wurden gegen das Dorf geschwungen und sie hatten alle nur die eine Überzeugung, daß sie betrogen worden seien, daß man die Abstimmung gefälscht habe. Der Geistliche verschaffte sich wieder Ruhe und er beschwor die Leute mit erhobenen Händen, aufzubrechen und heimzukehren. Das taten sie zögernd, murrend, fluchend. Und die Gendarmen konnten alsbald an der Siegesfeier der

Fülöppianer im Dorfe teilnehmen. Aber diese Siegesfeier wurde nach Mitternacht durch eine Feuersbrunst gestört, die einen Teil des Dorfes einäscherte. Die Schwaben bezahlten die Zeche . . .

So wählte man in Ungarn vor vierzig Jahren. Und es hat sich wohl kaum viel daran geändert. Es gilt noch dieselbe Wahlordnung wie damals, und auch das Temperament ist das gleiche geblieben. Selbst die Berichte vom letzten Budapester Wahlkampf tragen vollkommen das Gepräge der alten Zeiten. So las man kürzlich in den Budapester Blättern: „In das Hieronymische Versammlungslokal drangen zirka zweihundert Personen, welche mit Vazsonyischen Federn und Kokarden versehen waren, unter Vorantragung von Fahnen und mit Eljenrufen ein. Sie zertrümmerten sämtliche Fensterscheiben, Türfenster, bewarfen die Anhänger Hieronymis (des Ministers!) mit Bierkrügeln, Flaschen und Stühlen und jagten sie aus dem Saal". Genau wie Anno dazumal in den entlegensten Komitaten, genau so treibt man's heute in der Hauptstadt Ungarns. Neu ist nur, daß die Achtundvierziger an manchen Orten die Regierungs-Kandidaten gar nicht aussteigen lassen. Sie können sich trollen und das Reden ersparen. — Faschingswahlen, lustige Wahlen!

Hei! wie die Geigen singen und klingen!
Hei! wie die Hämmer des Cymbals springen
Über die Saiten frisch auf und nieder,
Pochender Herzschlag heimischer Lieder.

Donaufahrt bis Peterwardein.

Die „Vesta" war geladen mit Wiener Gelehrsamkeit und mit Sonntagsausflüglern aller Stände. Scharf bebrillte Herren mit wallenden Bärten bildeten da und dort Gruppen in dem Gedränge, einzelne warfen sich zu Sprechern auf und hielten Vorträge. Ein hektographiertes Blatt, das einen Stadtplan von Carnuntum und einen kurzen, mit Federzeichnungen illustrierten Text enthielt, wurde freigebig verteilt, auch an die profanen Kiebitze, die sich von allen Seiten herangedrängt hatten. Debatten über den Sinn einzelner römischer Inschriften, die Bedeutung dieses und jenes Fundes wurden geführt und die klassischen Philologen schwelgten in Auslegungen. Pannonien, Noricum, Ister, Danubius, Carnuntum, Vindobona, Legio X ... Ich habe in meinem ganzen Leben nicht so viel Latein mit nüchternem Magen genossen wie an diesem Sonntag. Waren denn sämtliche Wiener Gymnasialprofessoren heute auf die „Vesta" geraten? Oder war etwas Sensationelles geschehen, hatte man vielleicht das verschollene Grab Marc Aurels gefunden und pilgerte heute alles hin zu ihm? Endlich ein Bekannter! ... „Was ist denn los?" — „Ja, sind Sie denn nicht Mitglied des Vereines „Carnuntum"?" — „Noch nicht," erwiderte ich beschämt. — „Ach so! Na, wir halten heute unsere Generalversammlung in Deutsch-Altenburg ab. Sie kommen doch mit?" — „Bedauere," war meine Antwort, „ich muß ein paar Stationen weiter fahren, meine Karte lautet nicht nach Petronell, sondern nach Peterwardein".

*

Es gibt Gedanken, Pläne, Projekte, die, einmal flüchtig erwogen, nicht mehr von uns lassen. So oft man sie auch von

sich weist, sie kommen immer wieder, werfen ihren Köder nach uns aus und endlich beißen wir an ... Wie wäre es mit einer Donaufahrt von Passau bis ins Schwarze Meer und wieder zurück auf dem Wasser bis Wien? ... Seit Jahren lockt mich dieser Gedanke. Es müßte doch herrlich sein, diesen welthistorischen Strom einmal in seiner ganzen Ausdehnung zu genießen. Neben der Wolga das mächtigste Wasser Europas, legt die Donau fast dreitausend Kilometer zurück auf ihrem Wege. Wer kennt sie, wenn er immer nur den gebändigten, regulierten und kultivierten Strom sieht, wie er sich uns im Bannkreise von Wien zeigt? ... Einmal hatte ich schon die Fahrkarte von Passau bis Galatz in der Tasche, aber als es Ernst werden sollte, trat ich wieder zurück, denn ich berechnete, daß, wenn man auch die Donaustädte sehen und ein paar Landausflüge einschalten wollte zum Studium der Umwelt des Stromes, mehr als zwanzig Tage nötig wären für solch ein Unternehmen. Dieses Opfer schien mir die Donau nicht wert zu sein. Wer sich heutzutage einen dreiwöchentlichen Urlaub gut einteilt, kann den Nil oder den Niagara befahren, er kann eine Mittelmeerreise über Corfu, Malta, Madeira, Gibraltar, Marokko und Tunis machen.

Gewiß, das kann er. Aber die Donau lernt er dort nicht kennen, und die müßte oder sollte man eigentlich doch kennen. Nicht? ... So lockte er immer wieder, der alte Danubius mit dem Dreizack. Und da warf ich ihm endlich eine Woche meines Lebens hin. Nur eine Woche, aber gut gezählt: vom Sonntag, den 23. Juni, früh sieben Uhr, bis Sonntag, den 30. Juni, nachmittags — doch, um die Ankunftsstunde wollte ich nicht feilschen.

*

Hinter Fischamend wurde gefrühstückt. War da ein Speisenträger auf der „Vesta", der kein Wort Deutsch verstand. Die Wiener Philologen, die auch gern ein Paar Frankfurter mit Kren gegessen hätten, waren bei ihm zu Ende mit ihrem Latein. Sie murrten. Und als der Zahlkellner endlich den Speisenträger ein Rindvieh genannt hatte, ging alles wie am Schnürchen. Die Professoren horchten hoch auf über diese Methode des Unterrichts in der deutschen Sprache und sie waren fassungslos über den Erfolg: Kaum war eine halbe Stunde verstrichen, sprach der junge Mann korrekt Deutsch, denn er hatte Ansichtskarten zu verkaufen.

*

Bisher hatte der Zahlkellner den Fahrgästen die Stationen ausgerufen. Fischamend! Orth! Deutsch-Altenburg! Hainburg! Jetzt auf einmal überschrie ihn der Speisenträger. Als jener Theben ausrufen wollte, rief dieser laut und lärmend: „Dévény!" „Dévény!" „Dévény!" Und während die Steuerleute die ungarische Flagge hißten, wechselte der deutschfeindliche Speisenträger auf allen Tischen die Salzgefäße aus. Bisher gab es Salz und Pfeffer, jetzt nur mehr Salz und Paprika.

*

Das Schiff ist auf dem ersten Platze fast leer. Hunderte sind auch in Preßburg noch ausgestiegen. Eine einsame Table d'hote für zehn Personen, während wir zwischen den Schüttinseln hingleiten. Alle Schiffmühlen stehen still. Sonntagsruhe. An den Landungsstegen geputzte Frauen und Mädchen, bunte Bänder in den Zöpfen, aber barfuß.

Vorn, auf dem zweiten Platze, eine Zigeunerkapelle. Während wir auf dem Verdeck in bequemen „Liebling"-Stühlen verdauen und plaudern, trägt der Luftzug uns die schönen, melancholischen Weisen der Zigeuner zu .... Neben dem Landungsstege in Gönyü tanzen ein paar junge Burschen einen Csardas mit, den unsere Schiffzigeuner vorn spielen. Eine andere Welt ...

*

Bei Theben kam die träge, lehmige March in das Donaubett, hier stürzt sich eilfertig die Raab in dasselbe. Der Strom schwillt immer höher an, seine Auen breiten sich aus und die drei Arme, in die sich die Donau unter Preßburg teilt, suchen wieder das gemeinsame Bett. Ein freies, ungebändigtes, von keiner Stromkultur belecktes Wasser. Die menschlichen Behausungen weichen weit von seinen Ufern zurück. Nur die Herden, die in den Lichtungen weiden, verraten die Nähe von Menschen.

*

Wir waren zwei Tage auf einer Pußta bei Komorn. Und auch in der Festung selbst. Die Stadt ist magyarisch, doch versteht jeder Wirt, jeder Kaufmann Deutsch. Die Festung schwarz-gelb. Die Tore, die Schilderhäuschen, die Barrierestangen, die Menschen, alles schwarz-gelb. Alle Aufschriften deutsch. Unser Führer aber, ein Gefreiter, beherrscht nur die neunzig deutschen Kommandoworte. Da wir ebensoviel Madjarisch können, verständigen wir uns ganz gut.... Die äußeren Festungswälle verwahrlost, dem Verfalle preisgegeben. Seltsamerweise sind die Kasernenbauten der „neuen" Festung mit Schindeln gedeckt. Hochinteressant ist die innere, alte Festung. Die Soldaten sind

in den alten bombenfesten Kasematten untergebracht, deren Dächer Rasenflächen bilden. Die weißen Schornsteine ragen wie Grabsteine aus dem Rasen empor.... Kaum sind wir oben, läßt uns der Feldwebel vom Tage durch einen anderen Gefreiten wieder herunterholen. Unser Führer bekommt zwar eine Krone, aber auch einen Putzer. Die „Spione" werden höflich ausgewiesen.

*

Die „Iris" nimmt uns auf, ein gutes Schiff. Und beinahe wäre sie sogar pünktlich nach Komorn gekommen. Die Verspätungen der „Vesta" mußte der Sonntag entschuldigen, die der „Iris" der Dienstag. Doch wer fragt danach? Das gewöhnt sich auf dem Wasser.

Ein Engländer und ein Japaner an Bord. Der letztere in elegantem, gestern vom Schneider bezogenem englischen Touristenkostüm. Hat dicke englische „Führer" um sich ausgebreitet, schreibt Ansichtskarten in japanisch-chinesischer Schrift, die Zeilen, anstatt nach rechts, nach abwärts malend. Neugierige sehen ihm zu.

*

Ein ganzer Bienenzüchterkongreß an Bord. Fast hundert Männer mit einer goldenen Biene im Knopfloch. In Gran, wo alle Kodaks, die auf dem Schiffe sind, zu klappen beginnen, warten Herrschaftsequipagen in ungarischer Gala auf die Kongreßteilnehmer. Sie werden mit brausenden Eljenrufen empfangen. Es scheint, daß die Honigproduktion Ungarns unter dem Schutze des Fürstprimas steht.

*

Die Gegend herrlich. Erinnert an die Wachau. Am rechten Ufer zuerst Weinrieden, dann üppigste Waldberge,

sattes, schönes Grün; links weite Waldflächen, kahl und dürr. Die Prozessionsraupe sei hier am Werke, sagt man uns. Und niemand vermag ihr Einhalt zu gebieten. Wird der Sommer heiß, sterben alle diese entblätterten Waldungen ab.

*

Ein elendes kleines Dorf auf dem Rücken der linken Uferböschung. Starrend von Schmutz und Unkultur. Auf dem höchsten Punkt des Terrains stehen ein paar unheimliche, malerisch zerlumpte Männer. Jeder anders gekleidet, zwei ohne Hüte, mit struppigem Haar. Sehen starr auf unser Schiff. Splitternackte kleine braune Kinder tummeln sich um sie herum. Jetzt kommt auch ein etwa zwölfjähriges nacktes Mädchen eilig herbei, sie wirft sich einen roten Fetzen um Hals und Schultern, ahnungslos, daß der Sitz ihres Schamgefühles ein wenig zu hoch ist. Die rabenschwarze Mutter, einen Säugling im Arme, drängt sich neben den Landungssteg hart ans Ufer und bettelt mit erhobenen Händen. Ein paar Münzen fliegen ihr zu. Sie dankt mit Kußhänden, wie eine Diva im Zirkus.

*

Der mitfahrende Japaner ist der neue japanische Botschafter in Petersburg. Sein Name blieb mir unverständlich.

*

Anstatt um 7 um halb 9 Uhr in Budapest. Was liegt daran? Einfahrt wunderschön. Vom Landungsplatze der „Iris" führt ein eigener Steg auf die „Hildegarde", die um 10 Uhr abends nach dem Süden geht. Wir belegen unsere Plätze, sichern uns Betten und eilen auf den Korso am Ufer. Alle Stühle sind noch dicht besetzt, die Lästerallee der Buda-

pester Damen steht noch in voller Blüte. Von der Schwurbrücke bis zur Kettenbrücke ein Flirten und Kokettieren, ein Summen und Sausen, wie in einem Korbe mit hunderttausend Bienen. Die Kaffeehäuser überfüllt, auf dem Asphalt vor den Restaurationen werden Tische gedeckt, da und dort stimmen Zigeuner ihre Instrumente ... Aber unsere Schiffsglocke ruft ... Auf Wiedersehen, Ihr Schönen!

*

Die „Hildegarde" überfüllt mit Leuten aus Rumänien und Bulgarien. Der Speisesaal wie ein Feldlager. Einige liegen schon jetzt auf den Tischen ... Der Orient tritt in seine Rechte.

Die Ausfahrt aus dem beleuchteten Budapest ist einzig schön. Wie Perlenschnüre umsäumen hunderttausend Gasflammen die Ufer der Donau, sie klettern nach Ofen hinauf und steigen bis auf den Gipfel des Blocksberges empor. Und auf einmal geht es in das Dunkel hinaus, in das Nichts. Aber siehe, da steigt, wie bestellt, der Vollmond empor über der unabsehbaren Ebene. Gespenstische Inseln gleiten an uns vorüber ... Wir bleiben auf Deck bis Mitternacht, das Bild ist immer dasselbe, kein Kirchturm zeigt an, daß auch hier noch Menschen wohnen.

*

Früh morgens auf Deck. Das Bild immer gleich ... Mohacs ... Kohlenstation des Schiffes. Rußige Weiber in großer Zahl harren am Ufer, jede einen mit Kohlenstaub beladenen Schiebkarren vor sich. Kaum steht die „Hildegarde" fest, stürmen diese Karrenschieberinnen über den Steg. Der Reihe nach, in langen Kolonnen, und jede bekommt von einem Schiffsbeamten eine Marke für ihre Fuhr eingehändigt.

Wir schlängeln uns durch die Karren ans Ufer, wollen die Stadt sehen. Trostlos. Jeder Bauernwagen, der vorbeifährt, wühlt Wolken von Straßen- und Kohlenstaub auf, ein leiser Wind weht, man könnte ersticken. Aber vielleicht geht es doch... Wir dringen in zwei, drei Gassen vor. Trostlos, trostlos... Ein paar Weiber aus dem Volke gesehen, mit prächtigen Rundköpfen und vollen Gestalten. Der echte Typus der Kumanier, die sprachlich im Madjarentum aufgegangen sind. Aber auch Schwabentum begegnet uns überall. Bauernwagen aus der Umgebung, blonde Männer, lachende, blauäugige deutsche Mädchen. Grüß Gott! Grüß Gott!

*

Hinter den Sümpfen von Mohacs atmet sich's wieder freier. Eine Auen- und Inselwildnis hebt an, die der Romantik nicht entbehrt. Der Strom entfaltet ungeahnte Wassermengen vor uns und breitet sich aus in ungezügeltem Lauf. Wir begegnen nur Schiffmühlen und sehen nur Fischerhütten an den Ufern. Störche streichen drüber hin.

Links Kulturland. Der Franzenskanal kommt aus der Bacska und trägt Getreideschiffe. Der große deutsche Marktflecken Apatin rückt an das Ufer. Hundert Schiffmühlen, die den Strom beleben, bezeugen den Wohlstand der Bevölkerung, die weißgetünchten hellen Häuser und roten Ziegeldächer seine Kultur. Auf dem Dachgiebel eines Hauses am äußersten Ende liegt ein Wagenrad. Es dient einem Storchennest zur Basis. Die vier Jungen stehen aufrecht und gucken nach unserem Schiffe, die Alten fliegen herbei und stecken ihnen ein paar Fische in die weitaufgesperrten Schnäbel. Wie sich diese Schwaben mit den Störchen zu verständigen wissen! Da sie keine Strohdächer mehr

haben wollen, legen sie Wagenräder auf ihre Ziegeldächer, um dem Vogel nicht die Heimat zu verleiden! Schön ist das nicht. Aber gut ist es, liebreich.

Wir fahren und fahren, die Donau wird immer breiter. Rechts begleitet uns die slawonische Grenze, links die des Banats. Die Drau mündet ein, in der Ferne glitzern die Türme von Esseg. Kroatische Lieder, serbische Flüche dringen an unsere Ohren. Links in der Ebene große, volkreiche deutsche Gemeinden, rechts im hügeligen Gebiet der Fruska-Gora alles slawisch. Armselige Hütten und Strohdächer. Vukovar, der Bischofssitz, eine leuchtende Ausnahme. Starker deutscher Einschlag.

In der Ferne taucht auf steiler Höhe das österreichisch-ungarische Gibraltar auf, Peterwardein. Die Festung beherrscht die Donau souverän, obwohl sie hier fast zwei Kilometer breit ist. Der Abend naht und wir landen der Festung gegenüber, in Neusatz. Leb' wohl, „Hildegarde"! Gerne wären wir mit dir bis Belgrad gefahren, aber dort verlangt man gar strenge Pässe für Mensch und Vieh. Und darauf waren wir nicht vorbereitet.

*

Neusatz, welch ein helles Gegenbild von Mohacs! Die Stadt ist durchwegs europäisch, voll Leben und Bewegung. Die große Garnison von Peterwardein hebt das gesellschaftliche Bild. Hunderte Offiziere auf dem Abendkorso und in den Kiosken der Kaffeehäuser. Aber noch mehr Gelsen. Und auf die Fremden scheinen die Blutsauger ganz besonders dressiert zu sein. Schwer verwundet ziehen wir uns in unser Hotel zurück, während eine erbärmliche Zigeunerkapelle vor den Fenstern bis nach Mitternacht wimmert.

*

Mit dem Frühesten hinüber nach Peterwardein. Hinauf in die obere Festung. Herrliche Aussicht über das Schlachtfeld des Prinzen Eugen und über Neusatz hinweg. Wir sind nicht mehr in Ungarn, wir sind in Slawonien. Man merkt's. Die Ansichtskarten, die man uns hier von der alten österreichischen Festung anbietet, waren drüben in „Ungarn" zweisprachig, madjarisch und deutsch. Hier, bloß durch eine Schiffsbrücke von Neusatz getrennt, sind sie nur noch kroatisch.... Ausblick bis an die Theißmündung, wo der Strom seine größte Breite erreicht. Der Wächter der Donau-Dampfschiffahrtgesellschaft, der auf dieser Hochwarte den Brückendienst versieht und jedes Schiff, das sich nähert, mit seiner Glocke und durch die Hissung einer Flagge ankündigt, damit die Schiffbrücke sich öffne und es durchlasse, er zeigt uns die Richtung, wo Rudolfsgnad lag, das von der Donau kürzlich überflutete blühende Schwabendorf.... Das Elend sei namenlos. Die Häuser eingestürzt, das Vieh ertrunken, die Felder verschlammt. Und keine Hilfe.... Es bleibe den viertausend Bettlern nichts als die Auswanderung, heißt es. Auswandern? Die Schwaben? Einen zweihundertjährigen Besitz aufgeben? Warum nicht gar! Die werden ihre Heimat wieder aufbauen.

*

Rückfahrt auf dem Dampfer „Albrecht". Ein modernes Schiff.

Das gegenständliche Interesse, das die Talfahrt bot, ist für die Bergfahrt nicht mehr vorhanden. Drei Tage und zwei Nächte von hier bis Wien. O, wie seltsam... Nichts als Wasser und Auen. Es kann am Kongo nicht anders sein. Welch eine Woche! Ich zähle sie nicht zu den verlorenen... Wie oft hat man als geistig überbürdeter Großstadtmensch

nicht das Bedürfnis, sich einmal loszulösen vom Alltag und seinen Pflichten, sich zu isolieren, allen Eindrücken des Berufslebens und dem Getriebe der Welt sich zu entziehen. Ich habe das Mittel dafür spät genug entdeckt, es ist solch eine Donaufahrt. Wie ausgeschaltet aus dem Gefüge der Kulturwelt kommt man sich vor, ein wahres Dämmerleben beginnt und man hat das Gefühl, auf einer weiten, weiten Seereise zu sein.

O, das tut wohl, nach einer vollbrachten Arbeit, nach einer geistigen Ermüdung sich wunschlos hinzugeben an solch einen Zustand. Ohne Eile, ohne Ziel, unbekümmert um die Einhaltung von Fahrplänen, in der sicheren Hut eines guten Schiffes und eines noch besseren Kochs, ohne Zeitungen, ohne Bücher, keinen Brief schreibend, keinen empfangend, im weiten Umkreis nicht einen Menschen gewahrend, der von der Sezession, von der Hofopernkrise, vom letzten Rennen oder vom Buch der Saison mit uns zu reden wünscht — o, das tut wohl.... Rudolfsgnad — Rudolfsgnad.... Von der Theiß und der Donau bedroht. — Kampf um die selbstgeschaffene Heimat.... Ein herrlicher Stoff.

Solch einsame Tage sind Empfängniszeit für die dichterische Phantasie.

*

Die Sonne ging herrlich unter. Als eine rote Feuerkugel stand sie am abendlichen Himmel. Unter ihr, im Uferwasser, eine riesige Feuersäule. Immer näher kam die Sonnenkugel dieser Säule, endlich mußte sie auf ihr sitzen ... Doch siehe, die Aubäume warfen ihre Schatten auf die Säule und wehrten den beiden die Vereinigung. Die Sonne sank hinter den Weiden nieder und es war mit einem Schlage Nacht. Nicht lange. Der Mond zog herauf und bis in weite

Fernen glänzte und schillerte die silberne Furche unseres gegen den Strom ankämpfenden Schiffes. Nachtigallen schlugen in den Auen. Ab und zu schrie eine Wildgans auf. Und dann quackten die Frösche in den Sümpfen links und sie quackten in den Tümpeln rechts. Immer lauter, immer regelmäßiger, immer gewaltiger. Millionen Frösche ... O, du liebe Urweltmelodie! Nie vorher habe ich dich in solcher Kraft in solcher Tonfülle vernommen. Und diese Mondnächte ... Nein, es kann am Kongo nicht schöner sein.

Deutsches Leben in Ungarn.

Wer mag sich unterfangen, das deutsche Leben in Ungarn von seinen Uranfängen bis auf den heutigen Tag im Rahmen eines Aufsatzes zu schildern? Er müßte ein auf mehr als tausend Jahre zurückreichendes Kapitel der deutschen Sittengeschichte zu gestalten versuchen. Man braucht von den Goten, die in Ungarn wohnten, nicht zu reden; aber man kommt an Karl dem Großen nicht vorüber, der die Avaren von den deutschen Grenzen bis über die Raab zurücktrieb und die Gebiete der heutigen westungarischen Komitate Ödenburg, Eisenburg, Wieselburg, Preßburg mit Bayern und Franken, unter adeliger Führung, besiedelte. Seine Ostmark des Deutschen Reiches erstreckte sich in das spätere Ungarn hinein und wir erblicken namentlich in dem deutschen Volksstamm der Heanzen (Hienzen) und der Heidebauern Westungarns noch heute die Siedler Karls des Großen.

Und wir kommen schon gar nicht vorüber an der bayerischen Herzogin Gisela, die Ungarns erste Königin wurde. Nach den Hunnen und den Avaren stießen die Madjaren aus dem Südosten gegen den Westen Europas vor, und während die anderen sich verbluteten und wieder verschwanden, näherten sich die Madjaren, nachdem auch ihr Vorstoß am Deutschen Reich zerschellt war, dem Germanentum, nahmen den christlichen Glauben an und erbaten sich für ihre Fürsten deutsche Prinzessinnen zu Frauen. Schon Geisa, der Urenkel Arpads, hatte eine christliche Frau und er warb für seinen Sohn Vaik um die Schwester des Bayernherzogs Heinrich, der später als der zweite seines Namens deutscher Kaiser wurde. Ehe Geisa dies wagte, ließ er sich und die Seinen taufen und in der Taufe erhielt Vaik den

Namen Stephanus. Diesem Stephan reichte die deutsche Herzogin Gisela um 995 ihre Hand und zog mit großem Gefolge nach Hungarn. Und von diesem ersten Ehebund zwischen dem madjarischen und einem deutschen Herrschergeschlecht ging eine der bedeutendsten Wirkungen aus, die man fürstlichen Ehebündnissen zuschreiben kann. Mächtiger als je war damals das Deutsche Reich in Europa und Stephan ergab sich dem Studium dieses Vorbildes. Er hatte eine kluge Frau und deutsche Ratgeber, er war sogar durch die beiden schwäbischen Ritter Hunt und Pazman nach deutscher Sitte durch die Schwertleit in den Ritterstand des Deutschen Reiches aufgenommen worden. Seine Klugheit, seine hohe Weisheit führte ihn ganz in den Bann der westlichen Kultur, und er ließ sich nach dem Vorbild der deutschen Kaiser seit Karls des Großen Tagen die Krone seines Reiches ebenfalls vom Papst in Rom verleihen. Er nahm den Königstitel an und brach in allem und jedem mit den heidnischen Überlieferungen seines Volkes, nach denen er unter Herren nur ein Großherr war; er bildete seinen Staat behutsam nach dem germanischen Muster mit königlicher Gewalt. So rettete er sein Volk vor dem Schicksal der Hunnen und Avaren und gliederte es an den deutschen Kulturkreis an. Unvergänglich sind die Verdienste dieses ersten ungarischen Königs um die Erhaltung und Europäisierung seines Volkes, dem er die deutsche Rechtsordnung und die deutsche Gauverfassung aufdrängte, aus dessen Stammeshäuptlingen er Gaugrafen (Obergespäne) und königliche Beamte nach deutschem Vorbild machte. Dadurch erst erhob er sich, vom Papst anerkannt, als sittliche Macht über die Teilfürsten und Häuptlinge, wurde der Kopf und Mittelpunkt des Reiches. Und er berief deutsche Kolonisten in das Land, Bauern, Bergarbeiter und Handwerker.

Niemand fühlte so wie er, wessen sein Volk bedurfte, um sich in dem westlichen Kulturkreis zu behaupten, in den er es eingeführt hatte.

Selten hat ein Fürst mehr geleistet für sein Volk als König Stephan für das madjarische. Nie war die eheliche Verbindung eines Herrschers mit einem fürstlichen Nachbarhause von solcher Nachwirkung, wie der Bund mit Gisela. Mit ihr und in ihrem Gefolge, ermutigt und gerufen von ihr und ihrem weisen Gemahl, kam deutsches Blut in den erst zu bildenden Körper des ungarischen Staates, und es ist nie mehr aus ihm auszuscheiden gewesen. Die Urinstinkte der starken madjarischen Rasse lehnten sich ja oft auf gegen die weisen Grundsätze ihres ersten Königs, aber sie sind im großen und ganzen bis heute in Geltung geblieben, ja sie triumphierten gerade in der letzten Zeit, denn nie stand Ungarn dem deutschen Kulturkreis näher als heute. Alle Zwischenfälle der Geschichte, alle gelegentlichen Zerwürfnisse zwischen dem deutschen Westen und dem magyarischen Volke schrumpfen zusammen gegenüber der tausendjährigen, aufeinander angewiesenen nachbarlichen Gemeinsamkeit. Der Neffe Stephans hat das zerklüftete Ungarn später aus den Händen des deutschen Kaisers als Lehen empfangen, damit er sich behaupten könne. Und ein deutsches Heer blieb zu seinem Schutz im Lande. Aber es erfolgten auch Gegenleistungen. Mit Hilfe der Madjaren erfocht zweihundert Jahre später das Haus Habsburg seinen Sieg über den Böhmenkönig Ottokar, die Begründung der habsburgischen Hausmacht in Österreich führt auf jenen Sieg zurück. Als aber Ungarn dann mehr als hundertundfünfzig Jahre unter türkischer Herrschaft stand, führte das Haus Habsburg in Verbindung mit den deutschen Reichsfürsten einen fast dreißigjährigen Befreiungskrieg für Ungarn und die Er-

lösung des madjarischen Volkes. In vielen entscheidenden Augenblicken einer tausendjährigen Geschichte standen Deutsche und Madjaren zusammen. Was dazwischen liegt, sind Irrtümer, Mißverständnisse, Torheiten.

Deutsches Leben in Ungarn ist ein Urbegriff für diesen Staat, es reicht in seine Anfänge zurück. Die deutschen Bergleute in der Zips, die die Werke der Römer wieder belebten und für die Könige Ungarns Gold, Silber und Kupfer schürften, sind in beinahe sagenhaften Zeiten eingewandert. Und als die Ungarn in der Marchfeldschlacht an Habsburgs Seite fochten, da stand wahrscheinlich schon ein Aufgebot der Siebenbürger und der Zipser Sachsen neben ihnen. Namentlich das von Geisa II. zum Schutze seiner Krone nach Siebenbürgen berufene deutsche Bauernvolk hatte sich auf dem freien Königsboden sehr rasch entfaltet. Und es war so wehrhaft wie die Madjaren selber. Über siebenhundert Jahre reicht ihr Dasein in Ungarn zurück. Die fränkisch-bajuwarischen Deutschen in Westungarn, die Zipser und die Siebenbürger Sachsen bilden die drei ältesten geschlossenen Gruppen, in denen ein deutsches Eigenleben sich entfalten und zur Blüte gelangen konnte.

In den verschiedensten Zeiten sind dann deutsche Kaufleute, Werkleute und Künstler nach Ungarn gezogen oder gerufen worden, und sie wurden die Gründer der Städte. Die Donau war im Mittelalter eine der belebtesten Verkehrsstraßen für den deutschen Handel nach dem nahen Orient, auf dieser Straße kam immer wieder Nachschub und es sind lange vor der Türkenzeit überall die Ansätze eines blühenden deutschen Städtelebens in Ungarn festzustellen. Die Städte Preßburg, Ödenburg, Raab, Ofen, Pest, Fünfkirchen, Kremnitz, Schemnitz, Neusohl, Tyrnau, Großwardein, Klausenburg, Hermannstadt, Kronstadt,

Schäßburg bedürfen gar keiner Erläuterung, sie waren von Deutschen gegründet und ausgestaltet worden. All ihre Rechtsordnungen sind deutsch, alle ihre Grund- und Stadtbücher sind deutsch geführt durch das ganze 14. und 15. Jahrhundert. Ihre Kirchen und Rathausbauten aber reden eine ebenso deutliche Sprache. Und die Zusicherungen von Privilegien für die Deutschen gipfelten immer in dem Satze, daß sie nach „deutschem Recht und deutscher Sitte sollten leben dürfen". Und in Temeschwar gab es seit den ältesten Zeiten deutsche Gaugrafen, die das Banat regierten. Ein Graf Botho von Altenburg regierte dort am Beginn des 13. Jahrhunderts, ein Graf Heere wird sein Nachfolger, ein Nikolaus Treutel ist von 1316—1333 Temescher Graf.

Und deutsche „Prädikanten" bringen früh die Lehre Luthers nach Ungarn.

Wie ein scharfer Frost kam die Türkenzeit und vernichtete dieses deutsche Leben. Tausende ergriffen die Flucht nach der alten Heimat. Was von den Zurückgebliebenen nicht umkam, verarmte und verelendete, und es werden wohl nicht viele Deutsche die mehr als hundertfünfzigjährige Türkenzeit überdauert haben in den besetzten Städten. An ihre Stelle traten, im Gefolge der Türken, die Armenier und Griechen als Handelsleute und Träger des Verkehrs. Nur die drei fest im Boden wurzelnden Hauptgruppen des alten ungarischen Deutschtums in Siebenbürgen, der Zips und in Westungarn blieben erhalten und überdauerten alle Stürme.

Unter der Herrschaft des Hauses Habsburg entfaltete sich dann nach der Türkenzeit auch anderwärts wieder deutsches Leben in Ungarn. Rasch erholten sich Pest und Ofen im Mittelpunkt des Landes. Die Donau war lange nur bis Preßburg und Gran vom deutschen Handel be-

fahren worden, jetzt aber folgte der Zug deutschen Unternehmungsgeistes dem Zuge der kaiserlichen Heere, und die drangen tief nach dem Süden und Südosten vor. Selbst das alte Deutschtum in Slawonien und Kroatien erhielt alsbald neuen Zufluß. Man überließ die Städte im übrigen sich selbst. Um diese Brennpunkte vielfacher Interessen brauchte man sich nicht zu sorgen, in ihnen strömten alle Völker des Landes zusammen und die Tüchtigeren blieben eben obenauf. Das aber waren die deutschen Kaufleute und Gewerbetreibenden. Bedeutsam für Ungarn wurde damals der Entschluß in Wien, das dünn bevölkerte Land mit Bauern zu besiedeln, mit produktiver Volkskraft. Im Zentrum, im fruchtbaren Tiefland Ungarns, saßen die Madjaren. Aber weite Striche galten als Ödland, ganze Provinzen waren unbevölkert, namentlich im Süden, wo es stellenweise nur noch armselige walachische Heloten und Zigeuner gab, die in Erdhöhlen hausten. Und es begann jenes große Siedlungswerk, an dessen zäher Durchführung über ein Jahrhundert hindurch gearbeitet wurde. Derselbe ungarische Landtag, der die Pragmatische Sanktion annahm und die Erbfolge des Hauses Habsburg in Ungarn neuerlich bestätigte, er hieß auch das Werk der Besiedlung des verödeten Bodens gut und begrüßte die Berufung deutscher Bauern und Handwerker nach Ungarn.*)

Und so entstand eine blühende deutsche Welt im südlichen Ungarn. Zu den drei alten deutschen Hauptgruppen gesellte sich eine vierte. Sie ist nicht als Einheit gedacht, nicht als solche angelegt, es wohnen überall andere Völkerschaften zwischen den deutschen Siedlungen, aber man kann ihre kulturelle Zusammengehörigkeit nicht übersehen. Die

* Gesetzartikel 103 vom Jahre 1723.

ersten Siedlungen begannen diesseits der Donau schon am Ende des 17. Jahrhunderts. Sie erstreckten sich anfänglich nur über die Komitate Tolnau und Baranya, über Mohacs und Fünfkirchen hinab nach dem Süden, griffen aber bald weiter aus nach Veszprim, Munkacs und anderen Komitaten. Das eingeborene Volk, das jene Landstriche um Mohacs und Fünfkirchen nur als türkisch kannte und sie jetzt deutsch werden sah, nannte sie alsbald die „Schwäbische Türkei". Mit voller Wucht aber setzte nach dem Fall von Temeschwar (1716) die Besiedlung jenseits der Donau im Banat ein und bald darauf auch in der Batschka. Die wirtschaftliche Gewinnung fruchtbaren Landes zwischen den drei größten Flüssen: der Theiß, der Marosch und der Donau, wurde als das eigentliche Ziel des großen Kulturwerkes betrachtet. Prinz Eugen stand zu Gevatter bei diesem Gedanken und der General Graf Klaudius Florimund Mercy, ein Lothringer in kaiserlichen Diensten, wurde der Schöpfer desselben. Das Banat, die Batschka und die sogenannte Schwäbische Türkei grenzen aneinander, sie erstrecken sich über fünf Komitate (Grafschaften) Ungarns und an sie grenzt auch Slawonien, wo aus dem Volksüberschuß der genannten Gebiete gleichfalls eine große Schwabensiedlung entstand. Wenn man all diese Gruppen als Einheit zusammenfassen würde, so ergäbe das heute eine Volkszahl von beiläufig einer Million Schwaben. Es ist die jüngste deutsche Volksgruppe in Ungarn, aber auch ihre Anfänge gehen schon auf 225 Jahre zurück, und auch das Temescher Banat konnte schon sein zweihundertjähriges Jubiläum feiern. Es ist 1716 vom Prinzen Eugen endgültig befreit worden und die Besiedlung begann sogleich. Schon am 1. Januar 1718 amtierte ein deutscher Magistrat in der Stadt und Festung Temeschwar.

Von den ungeheuern Schwierigkeiten der Besiedlung, von der Riesenarbeit der Entsumpfung, der Rodung und Bebauung des Landes durch deutsche Kraft und Ausdauer, von all den Seuchen und Krankheiten, den räuberischen Einfällen verwilderter Kriegshorden und manchem anderem Elend sei hier nicht weiter die Rede. Die Stimme der habsburgischen Kaiser reichte weit, es waren auch Italiener, Franzosen aus Lothringen und Spanier dem Rufe gefolgt und rings im Banat angesiedelt worden. Aber sie verschwanden sämtlich und überließen die Arbeit den Deutschen. Einige hundert lothringische Franzosen, die es noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts im Banat gab, sind seither germanisiert worden. Daß die Deutschen das Land trotzdem nicht allein bewohnen, wurde schon gesagt. Zwischen ihren Dörfern findet man im Osten immer wieder rumänische, im Süden serbische, da und dort auch bulgarische Gemeinden. Die letzteren sind am spärlichsten. Ganz gering und jung aber ist die Zahl der madjarischen Siedlungen.

Das deutsche Dorfleben entfaltet sich in diesen Teilen Ungarns fast durchwegs in streng geschlossenen, völkisch einheitlichen Siedlungen. Nur die nach und nach von anderen eroberten oder noch zu erobernden Gemeinden sind gemischt. Wie im Schwarzwald feiern die Schwaben ihre Feste im Banat, in der Batschka, in Slawonien und in der Schwäbischen Türkei unter sich. Ihre Kirchweih, ihre Metzlsupp', ihre Spinnreih, ihre Oster- und Pfingstbräuche, ihre Lieder und Tänze sind uraltes deutsches Volksgut, in ihren Faschingsstreichen führen die alten Sitten vom Rhein ein fröhliches Dasein. Alle Volksstämme aus dem Südwesten des alten deutschen Reiches und dem Elsaß haben sich im Süden Ungarns zusammengefunden, es gerieten sogar ein paar Steirer unter sie, und in einer Ecke sitzen auch Deutsch-

böhmen. Die vorherrschende Mundart ist aber die schwäbisch-bajuwarische, sie erscheint nur bereichert durch allerlei Abarten und Neubildungen. Auch haben die Schwaben da ein rumänisches, dort ein serbisches oder madjarisches Fremdwort ihrem Sprachschatz einverleibt, was aber dem Gesamtbild keinen Eintrag tut. Erst in allerjüngster Zeit macht die madjarische Sprache von der Schule aus größere Fortschritte unter der schwäbischen Jugend, die Sprache des Hauses und des dörflichen Verkehrs ist selbstverständlich ausschließlich die deutsche Mundart. Nur die „herrischen" Leute machen davon eine Ausnahme und in den Städten dieses Gebietes ist das deutsche Leben im Rückgang.

Wenn man die heutige Karte Ungarns, sofern sie in Ungarn oder auf ungarische Bestellung gedruckt worden ist, ansieht, könnte man meinen, diese blühende Welt deutschen Lebens sei untergegangen und sie bestehe nicht mehr. Dem ist aber nicht so. Selbst Graf Stephan Tisza hat als Ministerpräsident Ungarns öffentlich die Schaffung jenes Ortsnamengesetzes bedauert, dessen Durchführung den geschichtlich gewordenen Charakter des Landes entstellte. Viele hundert deutsche Ortsnamen gaben einst Zeugnis vom geschichtlichen Dasein der zwei Millionen Deutschen im ungarischen Staat und ihrer Mitarbeit am Gedeihen des reich gesegneten Landes. Diese Ortsnamen sind äußerlich verschwunden. Aber wer eine Karte des Banats aus den achtziger Jahren, mag sie auch ungarischer Herkunft sein, zur Hand nimmt, dem klingt und singt es noch in den Ohren von trauten deutschen Namen, von dynastischen Huldigungen gegen das Haus Habsburg, von Erinnerungen an die Urheimat der Siedler. Man höre doch ein paar dieser Namen, die übertüncht worden sind: Engelsbrunn, Heufeld, Traunau, Sackelhausen, Schöndorf, Blumenthal, Neudorf, Wiesen-

haid, Greifenthal, Lichtenwald, Bruckenau, Triebswetter, Königshof, Marienfeld, Franzfeld, Josefsdorf, Kathreinfeld, Albrechtsflor, Rudolfsgnad, Karlsdorf, Gottlob, Ostern, Guttenbrunn, Liebling usw. usw. Von allen diesen und hundert anderen Ortsnamen steht nur noch der letztgenannte auf den heutigen Karten in Ungarn, es gelang nur dieser einen (evangelischen) Gemeinde, ihren herzlichen Namen, den Josef II. ihr gegeben haben soll, zu erhalten. In 109 Gemeinden Südungarns, von denen viele schon seit Anbeginn ganz fremdklingende Namen hatten, bilden die Schwaben über 90 vom Hundert der Bevölkerung, d. h. diese Orte sind völlig deutsch. In 72 Gemeinden bilden sie zwischen 50 und 90 v. H., in 72 Gemeinden wohnen 20 bis 50 v. H., und in weiteren 101 Gemeinden zählen sie unter 20 v. H. Das gibt ein plastisches Bild von ihrer Dichte und Stärke auf einem verhältnismäßig nicht allzugroßen Raum. In den Städten Temeschwar, Werschetz, Ungarisch-Weißkirchen, Fünfkirchen, Esseg, Neusatz, Semlin, in den Großgemeinden Apatin (12000 Einwohner), Ruma, Neu-Arad, Lippa, Csakova, Pancsova, Hatzfeld, überall findet man älteres deutsches Bürgerleben neben dem offiziell begünstigten, durch die Beamtenschaft vertretenen jungungarischen. Dasselbe gilt von den Städten Westungarns, es gilt im höchsten Maße von den Sachsenstädten Siebenbürgens, aber nur mehr in bescheidener Weise von den Bergstädten der Zips. In der ungarischen Hauptstadt leben etwa 100 000 Deutsche und in der Umgebung derselben und donauaufwärts gibt es viele blühende dörfliche Schwabengemeinden, die mit denen in der Baranya und im Banat wetteifern an Fleiß, Reinlichkeit und Tüchtigkeit, an Wohlstand und Kinderreichtum.

Wer sich eine Gesamtübersicht des deutschen Lebens in Ungarn bilden will, der nimmt am besten Kenntnis von

der offiziellen Volkszählung von 1900. Sie ergab die Anwesenheit von 2135181 deutschen Seelen in Ungarn, die sich als solche selber bekannt haben. Diese Deutschen wohnten in 1325 Städten und Gemeinden, und sie bildeten in 1057 dieser Gemeinden die Mehrheit. Nach dem Bekenntnis eingeteilt, gab es im Jahre 1900 762 katholische und 294 evangelische Gemeinden mit deutschen Mehrheiten in Ungarn.

Nur etwa ein Zwölftel der gesamten heutigen Bevölkerung in den Ländern der ungarischen Krone ist nach offiziellen Angaben deutschen Stammes, und viel Volksgut ging im Laufe der Zeit verloren. Aber dieses Zwölftel ist eine ganze Welt. Und aus ihr heraus hat nicht nur die europäische Kultur Ungarns ihr Gepräge erhalten, dieses Deutschtum hat nicht nur an sein Vaterland eine unabsehbare Zahl von Männern der Wissenschaft, der Kunst und Literatur, der Industrie und des öffentlichen Lebens in all seinen Formen abgegeben, nein, dieses Deutschtum hat auch an Österreich und an das deutsche Mutterland mit Zins und Zinseszins abgestattet, was es empfangen. Wer kann heute noch feststellen, was diese Länder in dem regen Austausch geistiger Güter, der seit Jahrhunderten stattfindet, schon aus Ungarn alles empfangen haben!? Wie groß ist doch die Zahl der Siebenbürger Sachsen, die seit siebenhundert Jahren immer wieder als geistige Arbeiter an das Deutsche Reich und an Österreich abgegeben wurden. Die junge Kolonie im Banat aber gab schon der josefinischen Zeit in Johann Friedel einen in Temeschwar geborenen Dramatiker und Erzähler. Und in dem elsässischen Dorfe Csatad im Banat wurde 1802 Nikolaus Lenau geboren, der als erster die Stimmungen der ungarischen Landschaft in die großdeutsche Literatur brachte. Die Eltern Stephan Milows wurden in der Banater Militärgrenze eingedeutscht und der hervor-

ragende Dichter gehört zu dieser Provinz. Auch M. E. delle Grazie ist eine deutsche Dichterin aus dem Banat. Und ich selbst würde meiner besten Kräfte als Heimatsdichter verlustig, wenn ich nicht sagen dürfte, daß ich ein Banater Schwabe bin. Zu uns aber gehört eine große Gruppe von deutschen Gelehrten und Schriftstellern von Ruf, die alle Deutschungarn waren oder sind, die nach außen wirken, die am großen deutschen Kulturwerk mitgearbeitet haben oder noch mitarbeiten. Es ist fast unmöglich, sie alle aufzuzählen. Der große Wiener Anatom Hyrtl war ein Deutscher aus Ungarn. Ebenso der unsterbliche Arzt Ignaz Semelweis, der siegreiche Bekämpfer des Kindbettfiebers. Franz Liszt, Richard Wagners getreuester Apostel, war ein Deutschungar von reinster Abstammung, es findet sich kein Tropfen anderen Blutes in seinem Stammbaum. Und ein anderer Getreuer Richard Wagners, der große Dirigent Hans Richter, ist ebenfalls in Westungarn geboren. Arthur Nikisch, den ganz Deutschland kennt, kommt aus dem Banat. Der Geiger Joachim und die bedeutenden Schauspieler Sonnenthal, Robert, Barnay sind deutsche Juden aus Ungarn und auch Joseph Kainz war ein geborener Deutschungar. Der berühmte Wiener Porträtmaler Angeli ist in Ödenburg geboren, der bedeutende Wiener Graphiker Michalek in Temeschwar. Der Erbauer der Wiener Hofoper, Architekt Siccardsburg, war ein Deutscher aus Pest, der Goetheforscher Schröer, einst Deutschprofessor an der Technischen Hochschule zu Wien, stammte aus Westungarn, der Historiker Schwicker aus dem Banat, der Dichter und Gelehrte Otto Hauser ist ein Deutscher aus Slawonien, die Schriftstellerin Ella Triebnigg kommt aus der Schwäbischen Türkei. Auch der Schriftsteller Wilhelm Fischer in Graz und der Romandichter Kolbenheyer gehören der Geburt nach zu Ungarn.

Der einst berühmte Nachahmer Lenaus, Karl Beck, nach dem in Wien eine Gasse benannt ist, war ein Deutscher aus Südungarn, wie es die Dichter Otto Alscher, Nikolaus Schmidt, Ludwig Schmidt, F. Feld und die lokalen Kulturhistoriker Bernhard Böhm und Franz Wettel in Temeschwar sind. Unübersehbar ist die Reihe der Deutschungarn, die ins Weite wirkten und noch wirken, die heute an deutschen Hoch- und Mittelschulen im Reich oder in Österreich lehren, die öffentliche Ämter inne haben oder sonst auf weithin sichtbaren Posten stehen. Wien hat heute ein Museum der Völker Österreich-Ungarns, aber der es schuf und als Direktor leitet, ist der deutschungarische Universitätsprofessor Michael Haberlandt. Und an der Spitze der Wiener Stadtbibliothek und aller städtischen Sammlungen steht der Schwabe Eugen Probst aus Arad. Besonders zahlreich sind die Siebenbürger Sachsen im Deutschen Reich und in Österreich in allen Intelligenzberufen vertreten, sie sind Pastoren, Professoren, Ärzte, Rechtsanwälte und Schriftsteller. Und daheim haben die Sachsen eine reiche volkskundliche Literatur, die viel zu wenig gekannt ist in der großen deutschen Welt. Auch die Zips hat ihre besondere kleine Literatur, und die der Banater Deutschen wächst mit jedem Jahr.*)

Es seien aber der Namen genug genannt. Nur aus einem wurzelstarken, kernfesten Deutschtum konnte eine solche geistige Blüte hervorgehen wie aus dem ungarischen. Nur ein Volk, das geschichtlichen Boden unter sich fühlt, konnte sich auch nach innen so ausleben, wie das ungarische Deutschtum, und dem ganzen Land mit vollen Händen geben. Alle Künste und Gewerbe und Industrien schufen sie. Die

*) Siehe „Fünfundzwanzig Jahre deutschen Schrifttums im Banate." Ein Beitrag zur deutschbanater Geistesgeschichte der Jahre 1890—1915 von J. Stein. (Temesvar, Südungarische Buchdruckerei.)

älteste Urkunde eines deutschen Druckes in der heutigen Donaumonarchie stammt aus Ungarn. Pest war nach der Türkenzeit als deutsche Stadt wieder erstanden und diese wurde, so wie die Ofener Königsburg, so wie alle Schlösser und Kirchen im Lande, von deutschen Meistern erbaut. Das erwachende Madjarentum übertrug die Errichtung all seiner nationalen Schöpfungen deutschen Händen. Sein Nationaltheater baute Matthias Zitherbart, seine nationale Akademie Stüler, das Rathaus Steindl, das Nationalmuseum Michael Pollak, das Opernhaus Ybl, das Reichstagsgebäude Steindl, das Museum der bildenden Künste Schickedanz und Herzog, das Schlachthaus Hennicke aus Berlin. Und Reinhold Begas schuf die plastischen Tiergruppen zu letzterem Bauwerke. Als man dem großen Reformator Ungarns, Stephan Szechenyi, der durchaus deutscher Bildung war und sich selbst in seinen Tagebüchern ausschließlich der deutschen Sprache bediente, endlich ein Denkmal setzte, fiel auch diese Aufgabe einem deutschen Bildhauer zu.

Seitdem ist künstlerisch ein ganz bedeutender Aufschwung aus madjarischem Volksboden und dem Anschluß fremder Elemente erfolgt, aber der vornehmste ungarische Bildhauer heißt noch immer Strobl, und der führende Schriftsteller Herczeg heißt Franz Herzog und ist ein Schwabe aus Werschetz. Noch seine Eltern verstanden kein Wort Madjarisch. Der Mutterschoß der jungen nationalen Blüte Ungarns ist eben die deutsche Kultur. Noch vor fünfzig Jahren war Pest eine so deutsche Stadt, daß zwei deutschösterreichische Dichter, die Weltruf erlangten, dort ihren ersten Verleger in Gustav Heckenast fanden: Adalbert Stifter und Peter Rosegger.

Neidlos stehen wir Deutschungarn dem nationalen Aufschwung des Madjarentums gegenüber, das schon in

der theresianischen Zeit an sich zu arbeiten begann und seine Träume erst nach hundert Jahren der Erfüllung entgegenreifen sah. Doch müssen wir fordern, daß auch in dem heutigen Völkerstaat der Mutter Hungaria die Grundsätze Stephans des Heiligen hochgehalten werden — daß Raum bleibe für das tausendjährige deutsche Leben in Ungarn.

Ausflug nach Budapest.

Ich habe es schon einmal gesagt: Wer in Gefahr ist, dem Schnelligkeitswahn zu verfallen, dieser abscheulichen Zeitkrankheit, der besteige manchmal ein Schiff und fahre gegen den Strom. Acht Stunden von Wien nach Krems. Einundzwanzig Stunden von Pest nach Wien. Sechs Tage von Peterwardein bis nach Linz. Das kuriert. Oh, das tut wohl! Nichts Geringeres als ein neues Heilverfahren gegen rebellische Nerven wird derjenige der heutigen Menschheit geschenkt haben, der solche Stromfahrten in die Mode bringt.

Für den Beginn dieser Kur sind zuerst Talfahrten zu verordnen, auch sie wirken schon sehr besänftigend. Was hat der Schnelligkeitsprotz davon, der nachmittags um 3 Uhr in Wien seinen Zug besteigt, daß er schon um 7 Uhr in Pest ist? Er fährt in eine Stadt ein, über der eine graue Staubwolke lagert. Wie hinter Schleiern wimmeln tausende Menschen durch die tiefliegenden Gassen, dem Feierabend entgegen. Der Schweiß der Arbeit klebt noch an ihnen. Wie anders sieht dieses Stadtbild zu Schiff aus. Du besteigst den Dampfer bei den Weißgerbern in Wien schon um 7 Uhr früh und landest gegen 9 Uhr abends am Donaukai in Budapest. Als ob du zu einem Krönungsfest geladen wärst, so erstrahlt die Stadt im Lichterglanz bis hoch hinauf zur Feste auf dem Blocksberg. Die Einfahrt hat ihresgleichen nicht.

Das wissen die Fremden. Alle Sprachen werden auf Deck gesprochen, nur Wienerisch nicht. Auf zwanzig Engländer kommt immer nur ein Deutscher. Es muß ein bißchen Neid dabei im Spiele sein, daß so wenige Wiener die Fahrt zu Wasser machen; sie gönnen den Pestern dieses Donaubild nicht im Mittelpunkte der Stadt.... Unsre Engländer an Bord zerfielen in zwei Gruppen, in Amerikaner und Euro-

päer und jede hatte einen Leithammel. Aber sie verkehrten nicht miteinander; es scheint, daß die englischen Europäer die Sprachgenossen von jenseits des Ozeans nicht für voll genommen haben. Und darin sollten sie sich nicht getäuscht haben, denn schon hinter Komorn fing ein sehr glattrasierter, sehr anglisiert aussehender Herr aus der amerikanischen Gruppe madjarisch zu reden an mit einem Passagier, der sich ihm genähert hatte. Er war ein ungarischer Jude aus Amerika. Seine Frau führte die Kasse der Gesellschaft und rechnete ohne Unterlaß. Als wir den Dom von Gran bewunderten, war sie in die Schlußrechnung des Tages vertieft und feilschte mit dem Zahlkellner, der für elf Personen eine Krone Trinkgeld bekam. Die Damen der anderen Gruppe nahmen bei Gran gelassen den dritten Romanband zur Hand. Sie lasen den ganzen Tag um die Wette und schauten nicht nach links und nicht nach rechts. Wären sie mit dem Schnellzug gefahren, hätten sie am Ende nur einen Band lesen können an diesem Tage. Ihr Leithammel aber gab zwei Kronen für sieben Personen. Der unvorsichtige Zahlkellner beredete das ganz laut. Und er machte auch eine Anmerkung zu seinem Text. Die Engländer, die in Herden reisen, das sind die wahren Engländer nicht, meinte er. Jedenfalls sind sie unergiebiger für die Trinkgelderindustrie.

Ich ging in Pest diesmal darauf aus, Dinge zu sehen, die ich noch nicht kannte. Man lernt diese Stadt nicht kennen, wenn man die Ofener Burg, das Parlament am Donauufer, die altertümelnden Architekturkünste an der Fischerstiege, einige Neubauten oder pathetisch deklamierende Denkmäler wie das Petöfis, die Galerien, die Untergrundbahn und die Margareteninsel für den Inbegriff ihrer Sehenswürdigkeiten hält. Da muß man schon tiefer schürfen. Ich habe mich in dieser Stadt oft darauf ertappt, daß ich ihr Zen-

trum suchte, ihr baugeschichtliches Herz. Sie hat keines. Das ist alles so neu, so jung. Über Ofen weht der Hauch der Jahrhunderte, Pest ist ein amerikanisches Gebilde. Und die Vereinigung der beiden Städte ist nur eine äußerliche; wer das Gesamtbild vor Augen hat, dem erscheint die Donau mit ihren schönen Uferbauten und ihren sieben Brücken als der Mittelpunkt von Budapest. Im übrigen Stadtbild fehlen die großen, ruhigen Plätze, die künstlerischen Salons, die Sammelpunkte. Pest war eben nie ein Fürstensitz, es hatte nie eine wehrhafte Bürgerschaft, die sich mit starken Mauern umgab und sich verteidigte, wenn ein Feind nahte. Diese Stadt war immer offen und wurde ein Tummelplatz derer, die Ofen haben wollten. Und erst nach der Türkenzeit, da Ofen von keinem Feinde mehr belagert wurde, hat sich diese Kaufmannsstadt entwickelt. Sie ruht auf einem habsburgisch-patriotischen Grundschema: Theresienstadt, Leopoldstadt, Franzstadt heißen ihre ältesten Teile. Und es ist erstaunlich, was der Wille eines Landes, der eine Hauptstadt zu schaffen unternimmt, in einem halben Jahrhundert leisten kann. Der nüchterne Grundriß freilich war aus der Stadt nicht herauszubringen. Trotz der Versuche mit einem Ring und der adeligen Andrassystraße, die keinen Schienenweg auf ihrem Rücken duldet, hat man es zu keinem inneren Sammelpunkt gebracht. Die Monumentalität der alten Städte, die ein künstlerischer Ausdruck ihrer Gesellschaftsordnung war, ist nun einmal nicht zu ersetzen. Aber was sonst zu leisten war, das hat Budapest geleistet. Die Stadt ist zum Ausdruck der neueren ungarischen Geschichte geworden, in ihr spiegelt sich das Land. Was seit den Tagen Stephan Szechenyis an Kulturwerken geschaffen wurde, schoß hier in die Blüte, und die Träger dieser geschichtlichen Entwicklung sind sämtlich durch Denkmäler geehrt worden.

Es gibt keine zweite Stadt und keinen zweiten Staat mit so vielen nationalen Größen. Höchstens das neuere Italien käme da in Betracht. An allen Ecken und Enden grüßen den Fremden die Standbilder unbekannter Heroen. Die nationale Dankbarkeit in diesem Lande scheint unerschöpflich. Wer näher vertraut ist mit den Verhältnissen, wer die politische und die Geistesgeschichte des Landes kennt, der findet so manchen rührenden Zug in dieser Denkmalwut. Ist es nicht eine einzigartige Erscheinung, daß ein Anonymus, ein Notar unbekannten Stammes, ein Denkmal erhielt? Dieser Unbekannte hat ein phantasievolles Dokument hinterlassen über die Landnahme der Madjaren, die Eroberung Ungarns. Nicht einmal das ist gewiß, ob er der Notar Belas des Dritten oder Vierten war, also wann er gelebt hat. Da seine Aufzeichnungen aber zur Hauptquelle der Urgeschichte geworden sind (ihre Zuverlässigkeit wird freilich angezweifelt), bekam er in der Zeit des Millenniumrausches sein Denkmal. Ein sehr feines, stimmungsvolles Denkmal. Der Künstler hat das Gesicht des Mannes, von dem nichts bekannt ist als eine Urkunde, verhängt und verschleiert. Und die Inschrift lautet: „Anonymus. Gloriosissimi Belae Regis Notarius." So hat man sich auch um die Streitfrage, wann der Unbekannte gelebt haben mag, herumgedrückt.

Die neueste Mode der ungarischen Denkmalkultur ist überhaupt das anonyme Standbild. Man setzt nationalen Dichtern Denkmäler und verschweigt ihre Namen. Es soll und muß ganz einfach jedermann wissen, wer das ist. Man schreibt einen Vers, die erste Zeile eines Liedes auf den Sockel, und das muß genügen. So manchen mag das wie Größenwahn anmuten. Aber setzt ein Volk Denkmäler für Fremde? Und will es damit nicht bekunden, daß nur höchste Popularität zu solcher Ehrung führen kann? Vielleicht

müßte man da und dort so manches Denkmal niederreißen, wenn man an Stelle des Namens ein allen bekanntes Werk setzen wollte, das der Gefeierte geschaffen. Das jüngste dieser anonymen Budapester Standbilder habe ich jetzt gesehen. Auf hohem Sockel sitzt ein Mann von ungarischem Typus und horcht hinab in die Tiefe. Vor dem Sockel und rings um denselben stehen in voller Lebensgröße die Vertreter aller Gesellschafts- und Altersklassen des madjarischen Volkes. Vom Edelmann mit seinen Kindern bis zum Csikos und Juhasz (Pferde- und Schafhirt), von der Schloßherrin und dem Edelfräulein bis zur Kuhmagd, vom Greis bis zum lallenden Kinde — alle, alle sind da versammelt, alle haben den Mund ein wenig geöffnet und singen das Vaterlandslied, dessen zwei erste Zeilen auf dem Sockel zu lesen sind. Wer in Ungarn lebt, der weiß, daß er die ersten Verse des „Szozat" vor sich hat. Und er soll auch wissen, daß der Dichter dieses Liedes Michael Vörösmarty hieß. Dieses Denkmal hat mich ergriffen, Gedanke und Ausführung sind von packender Kraft. —

Ich habe auch die politischen Klubs besucht, in denen sich das Leben der Parteien abspielt und das Baccarat ungefährdet blüht. Das Nationalkasino und das Landeskasino waren mir nicht mehr neu, wohl aber der Parkklub. Er liegt weit draußen in einem neuen Stadtteil, in der Stephaniestraße, und ist eigentlich ein Sommerklub. Er hat seine Hochsaison im Mai und ist der Extrakt aller andern gesellschaftlichen Vereinigungen. Auf der Tafel der jetzt zur Aufnahme Angemeldeten stehen ein Prinz Odescalchi und ein Graf Teleki. Daneben ihre Bürgen. In der Mitgliederliste findet man die meisten Potentaten Europas; zwei dieser Mitglieder, Franz Joseph I. und Wilhelm II., haben dem Klub ihre Bildnisse in Husarenuniform gespendet.

Das einstöckige Renaissancepalais, nur aus Gesellschaftsräumen bestehend, liegt in einem Park, und sein Inneres ist das vornehmste Museum, das Budapest besitzt. Jeder Schrank, jede Uhr, jeder Stuhl, jeder Gebrauchsgegenstand ein Kunstwerk. Nichts schreit, alles fügt sich in einen fast bescheiden anmutenden Rahmen. Es ist höchste Kultur und vornehmster Luxus in diesem auch den Damen zugänglichen Klub. Seine 850 auserwählten Mitglieder aber können mit ihrem Jahresbeitrag von zweihundert Kronen dieses Haus nicht erhalten, es fließen immer Spenden der einzelnen hinzu. Und aus Spenden flossen wohl auch die erlesenen Kunstgegenstände zusammen, unter denen sich eine Malachitvase befindet, von der die Sage geht, daß sie nur zwei Geschwister habe, eine besitzt der Papst und eine der Czar von Rußland. Sie wird denn auch mit dreihunderttausend Kronen bewertet. Die Spielräume nehmen natürlich die größte Bodenfläche des Hauses ein. Das ist in Ungarn nicht anders. Auch eine Bibliothek ist da. Politische Literatur, gesammelte Sportzeitungen und Jahresberichte verschiedener Gesellschaften, Theatre-Francais, Racine, Victor Hugo in dreißig Bänden, englische und madjarische Belletristik. Ein dünnes Bändchen mit deutschem Rückendruck habe ich auch entdeckt. „Vor den Kulissen" heißt dieses einzige deutsche Meisterwerk. Es enthält ganz banalen Theaterklatsch.

Und auch auf dem Kerepescher Friedhof bin ich gewesen, dem alten Budapester Zentralfriedhof. Er ist nicht so gut gehalten, als man es erwarten sollte, er stimmt sehr melancholisch. Durch eine wahre Wüstenei kommt man zu den drei Paradestücken der Nation, den Grabstätten des (1849 erschossenen) Grafen Ludwig Batthyanyi, des edlen Franz Deak und des Diktators Ludwig Kossuth. Zwischen ihnen

liegt die ganze Blüte des neueren Ungarn, und eine Ministerbüste reiht sich an die andre. Einige stimmungsvolle Dichtergräber: Arany, Vörösmarty, Toth, Erkel, der Komponist der ungarischen Nationaloper „Hunyadi Laszlo" und viele andere (so auch Klapka, Türr) sind da zu finden. Neben dem bescheidenen Rundbau, in dem Deaks Sarkophag mit der Inschrift: „A Haza Bölcse" (Der Weise des Vaterlandes) steht, wirkt das kolossale Kossuth-Mausoleum sehr theatralisch. Wie ein architektonischer Triumphschrei. Es ist übrigens zu einer Grabstätte der ganzen Dynastie Kossuth erweitert worden, jedes Familienmitglied hat seine Nische, und alle Wände des byzantinisch prunkvollen Innenraumes sind von Legenden bedeckt. Von vornehmer Wirkung ist der Prachtsarkophag Kossuths aus brasilianischem Onix mit stilisierten Goldbeschlägen. Aber es fehlt ihm die menschliche Beziehung, die den einfachen Sarg Deaks dem Gemüt nahe bringt. Zwei Kranzgewinde hat man für den Sarg Deaks konserviert, das der Königin Elisabeth und das der nach Amerika ausgewanderten Madjaren. Sie allein schmücken den Sarg des Weisen. Darin liegt mehr Stimmung als in dem symbolischen Kettengerassel gefesselter Löwen und Tiger am Kossuth-Mausoleum.

Eine Wanderung durch diesen weiten Friedhof ist für nachdenkliche Menschen sehr lohnend. Von den hunderttausend Deutschen, die in Budapest leben, scheint gar niemand mehr zu sterben. Man duldet nämlich keine deutsche Grabinschrift mehr! Da laufen die Grüfte der vornehmsten Alt-Pester Familien die Mauer entlang. Der Großvater und Vater haben noch deutsche Inschriften. Unter ihren biederen Schwabennamen stehen die der Enkel.... Wer sich im Leben der Madjarisierung entzog, den erreicht sie im Tode.

Reich an Eindrücken der schönsten und zwiespältigsten Art bestieg ich nach drei Tagen wieder einen Donaudampfer und fuhr dem Strom entgegen. Anstatt vier Stunden Schnellzug — einundzwanzig Stunden Wasserfahrt. Aber diese Fahrt ist herrlich. Die lüftet den Menschen wirklich aus. In dunkler Gewitternacht sucht das Auge des Steuermannes die sichere Fährte, der hochgehende Strom wälzt sich uns wutschnaubend entgegen, aber er muß die Bahn freigeben, muß seine trüben Wasser teilen. Und es schläft sich gut in der Kabine, die man endlich aufsucht. Und dann kommt noch ein ganz sonniger Tag auf Deck. Ein Tag der Einsamkeit. Auf der Hinfahrt ein gemeinschaftliches Mahl für achtzig Personen, hinauf für sechs. Auch das tut wohl. Es gibt noch Orte, wo man allein sein und sogar arbeiten kann — zu ihnen gehört die Donau auf Bergfahrten.

Ein deutscher Petöfi.

Oft werde ich von schwäbischen Gemeinden im Banat um Rat gefragt, wie sie die Bücherei ihres dörflichen Lesevereins, ihres „Kasionos", einzurichten hätten. Nie unterlasse ich es bei solchen Gelegenheiten, zu verlangen, daß auch die ungarischen Dichter einzureihen seien. Man soll die Romane Jokais lesen und namentlich die feurigen Gedichte Petöfis, die ja auch außerhalb Ungarns überall gelesen werden. Wer in Ungarn lebt, muß ihn kennen.

Es gibt größere ungarische Dichter als Alexander **Petöfi**, und doch sind sie dem Auslande nicht bekannt, sie werden wenig übersetzt und finden kein europäisches Publikum. Dieser Jüngling aber genießt Weltruhm. Sein Steinbild in Budapest ragt hoch, die Rechte hebt er leidenschaftlich zum Himmel auf und deklamiert: „Auf die Sohlen, Madjaren!" Er ist der Liebling der Jugend, ihr beständiges Ideal. Sein romantisches Leben, sein tragisches Ende hat alles vergoldet, was von ihm stammt, es hat ihn über die anderen Poeten seiner Heimat erhoben. Haben wir nicht auch ein deutsches Beispiel für solchen Ruhm? Der Jüngling Theodor Körner ist früh zu den Klassikern eingegangen, weil er nicht nur ein Dichter, sondern auch ein Held war, der für die Freiheit, die er besang, zu sterben wußte.

Mit diesem Dichterjüngling der deutschen Befreiungskriege hat Petöfi manch äußerliche Ähnlichkeit, nur fiel Körner schon mit zweiundzwanzig Jahren, während Petöfi um ein Lustrum mehr Zeit gegönnt war zur Entwicklung seines größeren, ursprünglicheren poetischen Talentes. Wie ein Komet erschien er um 1842 am Himmel der ungarischen Literatur, um im Jahre 1849 strahlend unterzugehen.

Man erweist Alexander Petöfi keinen Dienst, wenn man ihn, wie dies neuestens geschieht, immer mit den größten Geistern der Weltliteratur in einem Atem nennt. Er ist zu eigenartig und bodenständig, zu stürmisch und von Temperament überquellend, und es fehlt ihm zu viel zur Vollreife des Mannes, um neben Goethe und Shakespeare bestehen zu können, in deren Nähe begeisterte Anhänger ihn gerückt wissen wollen. Er gehört neben Beranger und Heine, neben Arndt, Chamisso und Puschkin, wenn man ihm durchaus in internationaler Gesellschaft einen Rang anweisen will. Aber am besten ist es, man macht sich mit seinen Genossen auf dem ungarischen Parnaß näher bekannt und lernt verstehen, welche Stellung ihm zwischen Michael Vörösmarty und Johann Aranyi zukommt, den beiden Hauptsäulen der ungarischen Literatur des vorigen Jahrhunderts. Wer diese abgeklärten Epiker, diese Weisen unter den ungarischen Dichtern kennt, der wird auch den stürmischen Petöfi richtig einschätzen, der heute als der größte Lyriker des Landes gilt. Man kann dies in solcher Einschränkung gelten lassen. In ganz objektiven, rein literarisch urteilenden Kreisen darf aber darüber kein Zweifel herrschen, daß Petöfi nur als vaterländischer Tendenzdichter so groß werden konnte. Die nationale Glorie des zeitweise überhitzten Freiheitssängers fällt ab von ihm, wenn er vor ein europäisches Pubikum tritt, und nur was dann noch übrig bleibt, kann auf dieses Weltpublikum wirken. So erscheint er naturgemäß in der Fremde kleiner als in der Heimat. Bei ganz großen Dichtern, wie z. B. Shakespeare, ist nicht selten das Gegenteil eingetreten.

Viele Übersetzer haben sich an Petöfi versucht, Adolf Dux, Melas, G. Steinacker, Max Farkas, Ladislaus Neugebauer, Moritz Kolbenheyer und andere. Aber die Schwie-

rigkeiten waren zu groß, die Übersetzungen blieben eben Übersetzungen, sie lasen sich immer wie ein Fremdes, und man konnte bei jeder Strophe ahnen, was da noch zurückblieb. Vor vier Jahrzehnten tauchte plötzlich ein Petöfi-Übersetzer auf, der von Moritz Jokai warm empfohlen und der Öffentlichkeit vorgestellt wurde. Es erschien die volkstümliche poetische Erzählung „Held János" von Petöfi in einer „Nachdichtung" von J. Schnitzer. Sie las sich wie ein deutsches Gedicht und war doch ganz und gar von dem Gefühls- und Gedankeninhalt, dem Schwung und dem musikalischen Tonfall des Originals erfüllt. Da war einem Poeten wieder einmal ein Nachdichter erstanden, der begriff, daß man gar leicht eines nationalen Dichters Worte in eine fremde Sprache übertragen könne, nicht aber dessen Empfindungswelt, dessen Geist und die seelische Musik seines Wesens, wenn man nichts Eigenes zu geben hat und nicht den Mut aufbringt, den Goldgehalt des Originals wie in einer Retorte aufzulösen und neu zu prägen.

Daß dies mit „Held János" geschehen war, diese Empfindung hatten wir jungen Leser damals in Pest. Die poetische Erzählung zerfällt in mehrere Gesänge, geht von der Realistik des Dorflebens auf der ungarischen Pußta aus, erhebt sich zu phantastischer Romantik, zur Märchenform, und durchmißt alle dichterischen Stilarten, die man in der nachbyronschen Zeit liebte. Nie habe ich Petöfi höher geschätzt als nach der Lektüre jener Verdeutschung seines „János". Aber der deutsche Übersetzer ließ nie wieder etwas hören von sich. Ich hatte übersehen, daß es derselbe Mann war, der in Pest ein Tageblatt gründete und leitete, der mit Jokai später den „Zigeunerbaron" schrieb und an mancher anderen Wiener Operette beteiligt war. Diese schriftstellerische Entwicklung lag weit ab vom Ernste des einstigen Petöfi-Nach-

dichters. Aber jetzt, nach Jahrzehnten, kommt J. Schnitzer wieder mit Petöfi, nicht mit einem Werk des Dichters, nicht mit einem Buch, nein, mit einem vollständigen Petöfi in sechs Bänden. Das ist eine angenehme Überraschung. Was der stürmische ungarische Jüngling in wenigen Jahren wie ein Vulkan aus sich herauswarf, daran hat ein anderer in den besten Stunden eines langen Lebens gefeilt und gehämmert, und er bringt sein Werk als Siebziger endlich zustande.

Ein solch ernstes Unternehmen verlangt erhöhte Aufmerksamkeit. Und Schnitzer hat sie auch schon gefunden. Albert von Berzeviczy, der Präsident der ungarischen Akademie der Wissenschaften, gab dieser Petöfi-Ausgabe das Geleitwort und approbierte sie unter magyarischen Gesichtspunkten. Er kennt seinen Petöfi, nennt ihn schlankweg den größten ungarischen Poeten und billigt die freie Nachdichtung Schnitzers durchaus, der er Feingefühl, künstlerisches Maß und einen vornehmen Geschmack nachrühmt.

Wer die bisherigen Übersetzer Petöfis, auf deren Schultern J. Schnitzer steht, kennt, wird diesem Urteil zustimmen, ohne den Vorläufern Unrecht zu tun. Sie wollten die Treue des Wortes, er aber will mehr! Vergleichen wir Kleinigkeiten. Petöfi läuft jung zum Theater, wird zuerst Statist, dann erhält er kleine Rollen. Er hat acht Zeilen auf den historischen Augenblick geschrieben, in dem er seine erste Rolle erhielt. Sie scheint nichts anderes gewesen zu sein als ein Blättchen für den Statisten, das Vorschriften enthielt über die Anteilnahme der Komparserie am Spiel der Protagonisten. Moritz Kolbenheyer übersetzte diese zwei Strophen wie folgt:

„Schauspieler war geworden ich,
Als erste Rolle fiel
Das Lachen auf der Bretterwelt
Mir zum unheitern Spiel.

Ich habe, meiner Rolle treu,
Gelacht nach Herzenslust;
Zu weinen gibt es später Grund,
Das war ich mir bewußt."

J. Schnitzer:

„Schauspieler ward ich. Ich bekam
Die erste Rolle,
D'rin stand, daß auf der Bühne ich
Auch lachen solle.

Da lacht' ich denn aus voller Brust —
Ich dachte eben:
Dies Leben wird mir Grund genug
Zum Weinen geben!"

Die geistige und formale Überlegenheit der zweiten Fassung ist so augenfällig, daß man sich zu fragen versucht fühlt, ob die Schlußpointe von Petöfi oder von Schnitzer ist, da der erste Übersetzer sie nicht einmal ahnt.

Soll man weitere Vergleiche durchführen? Wählen wir eines der harmlosesten und hübschesten Gedichte Petöfis und verschweigen wir den Namen des ersten, sehr geschätzten deutschen Übersetzers, um jeden Schein einer absichtlichen Bloßstellung zu vermeiden. Nennen wir die ältere Übersetzung A, die neue B:

A 1.

In die Küche trat ich, meine
Pfeife wollt' mit Glut ich laben. . . .
Nun — ich hätt' sie angezündet,
Würd' sie nicht gebrannt schon haben.

B 1.

Ich trat hinein zur Küchentür
Und brannte an mein Pfeifchen mir,
Das heißt, ich hätt' es angebrannt,
Hätt' es nicht ohnehin gebrannt.

A 2.

Lange brannt' mir schon die Pfeife,
Mußte d'rum hinein nicht gehen,
Sondern ging nur, weil ein schönes
Mädchen ich dort hab' gesehen.

B 2.

Mein Pfeifchen, ei, das brannte fein,
Ich trat auch nicht deshalb hinein,
Ich trat nur ein, weil ich geseh'n
Ein Mädel drin am Herde steh'n.

A 3.

Feuer schürte an sie eben,
Daß die Scheiter helle sprühten.
Hei! Doch ihre beiden Augen
Wohl viel heller noch erglühten.

B 3.

Sie schürt die Glut, legt Holz darauf,
Die Flamme lodert lustig auf.
Doch heller flammt es noch fürwahr
Aus ihrem dunklen Augenpaar!

A 4.

Als ich eintrat, sah auf mich sie,
Blickt mich an — 's ist nicht zu nennen!
Wohl verlöschte mir die Pfeife,
Doch mein Herz fing an zu brennen.

B 4.

Ich trat hinein, sie sah mich an,
Da hatte sie mir's angetan:
Mein brennend' Pfeiflein ging mir aus,
Ich trug ein brennend' Herz nach Haus.

Man mag Zeile um Zeile vergleichen, Wort um Wort, es ist in der Übersetzung B alles frischer, wärmer, echter, sie hat den Reiz eines Originals, während A alle Härten und Verlegenheiten einer vom Wort abhängigen Übersetzung aufweist. Auf der Höhe dieser ganz zufällig gewählten Beispiele stehen vielleicht nicht sämtliche Gedichte dieser sechs Bände, aber man wird kaum eines finden, das nicht besser verdeutscht wäre als es bei früheren Versuchen geschah.

Mit der Nachdichtung des ganzen Petöfi hat der Übersetzer sich aber nicht begnügt, er gibt uns auch eine umfassende Lebensgeschichte des Dichters und fügt jedem Doppelband eine Fülle von „erzählenden Anmerkungen" hinzu. Er nennt sie wohl erzählend, weil er in ihnen keine philologische Arbeit darbietet, sondern eine anekdotische Ergänzung der Lebensgeschichte. Er schreibt gewissermaßen für jedes einzelne interessante Gedicht eine besondere Biographie. Auch diese Beigabe ist geeignet, uns dem Verständnisse des Poeten und seiner Zeit näher zu bringen.

Von den Lebensumständen, der Abstammung und dem Bildungsgange Petöfis weiß Schnitzer vieles zu erzählen, das nicht allgemein bekannt geworden ist. Der Vater war aus dem slowakischen Bezirke Wag-Neusiedl in das madjarische Tiefland gekommen und betrieb dort das Metzgergewerbe. Er hieß Stephan Petrovics und stammte von Serben ab. Petöfis Mutter hieß Hruza und war eine Slowakin. Erst nach ihrem fünfundzwanzigsten Jahre lernte sie ein wenig Madjarisch. Das waren die Eltern. Der Vater ein südslavisches Temperament und ein Eisenkopf, die slowakische Mutter weich und empfindsam. Es gab die richtige Blutmischung für das stürmische Naturell des Sohnes, der als Kind in einer völlig madjarischen Gegend heranwuchs und früh ein Ungar werden sollte. Die Mittel-

schule war für ihn ein Leidensweg, er kam nicht vorwärts und wollte schon aus dem Untergymnasium davonlaufen und sich einer Wanderschmiere anschließen. Da wird der Vater herbeigerufen, und der prügelt ihn windelweich. Das hilft für einige Zeit, aber was geschehen muß, geschieht dennoch, der junge Petrovics bleibt nicht im Geleise. Er wird vom Vater verstoßen, hungert, macht dumme Streiche, wird Statist beim Theater, Soldat und wieder Student, versöhnt sich mit dem Vater und kommt endlich wieder zu der Mutter heim, an der er mit innigster Zärtlichkeit hängt. Aber es reißt ihn bald wieder ins Leben fort, und er stürzt sich kopfüber in die Bewegung der Zeit. Eine lange Kette von Liebeleien schlingt sich durch sein junges Leben. Er heiratet, wird Vater eines Sohnes, ist mit Jokai Redakteur eines Blattes und wird dann zum zweiten Male Soldat, Honved. In der Schlacht gegen die Russen, die am 31. Juli 1849 bei Schäßbuerg in Siebenbürgen stattfindet, geht er unter und es ist jede Spur verloren, die die Art seines Todes aufklären könnte. Wie eine Fackel hat sein Leben gelodert und nun war diese Fackel erloschen.

Seine dichterische Entwicklung vollzog sich im Rahmen dieses kurzen, bewegten Lebens sehr rasch. Nur seine Studiengenossen wußten, was er bedeutete, er riß sie wie oft hin durch seine Verse. Und als er im Jahre 1842 — er zählte zwanzig — der Pester Zeitschrift „Athenäum" sein erstes Gedicht einschickte, wurde es auch gedruckt. „Der Zecher" hieß es und war eine Verherrlichung des Weines. Unter der letzten Strophe aber stand der Name Alexander Petrovics. Erst ein Jahr später, da er schon in die erste Reihe der jungen Dichter vorgerückt war, hieß er plötzlich Petöfi Sandor. Und bald geschah etwas, das selbst in Ungarn, dem Lande der großen Maskerade, in dem jeder

Zweite einmal anders geheißen hat, einzig gewesen sein mag: Der einst so harte Vater Petrovics nahm den Namen des berühmten Sohnes an, der ein großer Kämpe für das Ungartum geworden war und seine Feder in der Hauptstadt schwang wie ein Schwert. Diesen Vater apostrophiert Petöfi einmal launig wie folgt:

Du wolltest, lieber Vater, stets,
Daß ich Dein Handwerk treibe,
Dein Sohn sollt' auch ein Metzger sein,
Ich aber, nun, ich „schreibe"!

Und dennoch, ob's auch anders scheint,
Begegnen wir uns wieder:
Du schlägst die Ochsen mit dem Beil,
Ich mit der Feder nieder.

Das ist Petöfi, der Dichter, der nationale Herold, der Kämpfer, der seine Liederstrophen wie Keulen schwingt und sie Freund und Feind an den Kopf wirft. Auch Vörösmarty und Moritz Jokai mußten sich wehren gegen seinen dichterischen Metzgerdrang, mit der Feder niederzuschlagen, was ihm im Wege stand. Er schonte niemand und nichts. Wer ihn in seiner höchsten Verstiegenheit, in seinem ganzen Fanatismus kennen lernen will, der lese seine Dichtung „Der Apostel" und betrachte sein Denkmal in Pest. Wer ihn liebgewinnen will, der genieße seine Idyllen, seine volksmäßigen Lieder und poetischen Erzählungen.

Die Siebenbürger Sachsen.

Wie wenn ein Sohn oder Bruder, der vor langen, langen Jahren mit den Seinen in die ungewisse Fremde zog zu wilden Völkerschaften, sich dort ansiedelte, vermehrte, eine Gemeinde bildete und in manchem rauhen Lebenssturm bestand, wie wenn solch ein Sohn oder Bruder sich nun endlich hinsetzte und einen Rechenschaftsbericht an die Heimgebliebenen schriebe und an alle die, die seiner noch gedächten, so muß das Werk, von dem hier geredet werden soll, jeden deutschen Leser anmuten.

Es ist die Geschichte der Siebenbürger Sachsen.

Vom Mittelrhein und von den Ufern der Mosel brachen sie einst auf, von ungarischen Königen gerufen, um deutsche Gesittung und deutsche Arbeit nach dem Osten zu tragen bis an die Pforte von Asien. O, wie weit war der Weg aus Franken bis an die äußerste Grenze von Siebenbürgen, den diese deutschen Auswanderer in den Jahren von 1141 bis 1161 mit Kind und Kegel, mit Gesinde und Haustieren, mit Waffen, Werkzeugen und landwirtschaftlichen Geräten einst zogen, in Begleitung ihrer Geistlichen und Lehrer, ihrer Sprecher und Führer. Und die ersten, die dem Ruf des Königs Geisa II. gefolgt waren und an ihr fernes Ziel kamen, mußten gute Botschaften nach der Heimat gesendet haben, denn es folgte Gruppe um Gruppe, und sie wurden auf weiten, von einander getrennten Gebieten angesiedelt, die bestimmt waren, einmal zu einem großen politischen Gemeinwesen (Universitas) zusammengefaßt zu werden. Zuerst war es Königsboden, auf dem die Einwanderer saßen, dann wurde es Sachsenboden. Denn es erfloß 1224 ein königlicher Freibrief für die deutschen Kulturträger, der sie zu Herren und Eigentümern des Landes machte, das sie

bewohnten und in dem sie sich als ein wehrhaftes Volk fortan behaupten sollten. Sie waren Bauern und Handwerker, sie zuerst brachten den Begriff des Bürgertums in eine Welt, in der es nur Adelige und Hörige gab, Herren und Knechte. Und man hielt sie gleich dem heimischen Adel, stattete ihre Gemeinschaft mit denselben Rechten aus. Die Verfassung Siebenbürgens beruhte fortan auf den drei Landständen, dem Adel, den Szeklern und den Sachsen. Gleich an Rechten, ungleich an Pflichten standen sie dem König gegenüber, denn der Adel war steuerfrei. Auf dem siebenbürgischen Landtage wurde lateinisch verhandelt, und die sächsischen Handwerker lernten Lateinisch. Gegen Mongolen, Türken und andre Völkerschaften galt es, feste Burgen zu bauen und mit dem Schwert zu kämpfen, und die Sachsen bauten nicht nur ihre berühmten sieben Burgen, sie schufen aus jedem großen Gehöft einen wehrhaften Sitz, und sie zogen Ringe und Mauern um ihre Kirchen, in denen sie in der höchsten Not Schutz fanden. Galt es, auszuziehen gegen einen Feind, stellten sie ihre Fähnlein, ihre Reiterscharen. Kein Fürst Siebenbürgens, kein König und kein Kaiser appellierte vergeblich an sie. Bei Mohacs waren sie mit dabei, in allen Kriegen der Zapolya, Bethlen und Rakoczy bluteten sie, von Mongolen und Türken wurden sie dezimiert, und noch gegen Napoleon stellten sie ein sächsisches Infanterieregiment ins Feld und ein tausendköpfiges Jägerbataillon, das mitzog bis Paris. Sie waren immer und überall mit dabei, sie schufen die ersten Städte in Siebenbürgen, brachten das Handwerk zu ungeahnter Blüte, fanden Handelswege nach dem Osten und holten sich ihre Bildung aus dem Westen. Denn nie verloren sie den geistigen Zusammenhang mit der alten Heimat. Und als dort Martin Luther auftrat, schlugen ihm alle deutschen

Herzen in Siebenbürgen entgegen, so rasch und so einmütig wurde keine andre Volksgruppe reformiert, wie die der Siebenbürger Sachsen. Was ihnen noch gefehlt hatte an dem inneren Zusammenschluß aller seelischen Kräfte im eigenen Volke, das gewannen sie jetzt mit der deutschen Kirche. Und als ihr städtisches Patriziertum groß wurde und zur Überhebung neigte, dem Adel nachäffte und gern vornehm geworden wäre, da faßte die sächsische Nationsuniversität im Jahre 1613 den Beschluß, daß „alle diejenigen, die sich dem Adel insinuierten, von allen Ehrenämtern inmitten der Nation ausgeschlossen sein sollten". So bleiben sie eine vollkommene Demokratie, eine einzige Familie von Bauern und Bürgern, und gestehen nur dem einen gewissen Rang und eine höhere Gewalt zu, der durch ihre Wahl ein Amt bekleidet, und auch nur so lange, als er es bekleidet.

Das ist die flüchtige Umrißlinie dieses Völkchens. Es zählt kaum 230000 Seelen, bildet aber durch seine wunderbare, in acht Jahrhunderten entwickelte, in tausend Gefahren erprobte Organisation einen festen Körper und hat in der Geschichte Siebenbürgens eine Rolle gespielt, wie vielleicht noch nie ein so kleiner Bruchteil einer Nation sie in einem Lande gespielt hat. Man kann nur an die Buren denken, wenn man von ihnen spricht.

Und aus der Mitte der Sachsen sind auch seine Geschichtschreiber erstanden. Ihr berühmter Bischof und Volksmann Georg Daniel Teutsch hat schon vor fünfzig Jahren den ersten Band seiner Sachsengeschichte veröffentlicht, dann aber stellte das Leben, stellten die Tageskämpfe, in die die kleine sächsische Nation hineingerissen wurde, derartige Anforderungen an ihren Führer, daß er seine ganze Kraft in ihnen verbrauchte. Es galt, Geschichte zu machen, nicht Geschichte zu schreiben. Und jetzt steht sein Sohn, Doktor

Friedrich Teutsch, als Sachsenbischof auf dem Posten des Vaters. Er hütet die geistlichen und weltlichen Werke seines großen Vorgängers, und er setzt auch dessen Sachsengeschichte fort.*) Auch das ist nicht alltäglich, auch das möchte man sächsisch nennen. Denn wie selten geschieht es, daß ein Sohn so ganz in die Fußtapfen des Vaters tritt. Es vollzieht sich wohl im bürgerlichen Leben, auf wirtschaftlichen Gebieten, wo große materielle Werte in Frage stehen und wo der Zwang zur Anpassung erzieht, aber in geistigen Berufen, auf dem Gebiete der Gelehrsamkeit und der schriftstellerischen Betätigung ist es durchaus ungewöhnlich. Denn hier entscheiden besondere Talente und Fähigkeiten, hier gilt das künstlerische Vermögen. Und es wirkt wie eine Überraschung, daß der zweite Band der Sachsengeschichte dem ersten in nichts nachsteht, wenn er sich auch in seinem Grundton von ihm unterscheidet. Es ist, als ob die helle Stimme eines begeisterten Tenors aus dem ersten Band erklänge und ein männlich warmer Bariton aus dem zweiten. Für den Band der sächsischen Urgeschichte gab es wenig Vorarbeiten, da mußte die Phantasie, die dichterische Gemütskraft, die Divinationsgabe des Verfassers schöpferisch tätig sein; für den zweiten Band aber flossen reiche Geschichtsquellen im Volke selbst und in allen Archiven des Landes, da mußte kritisch gesondert und gesichtet, mit Geschmack gewählt werden, und das Empfangene und Gelesene wollte verdaut sein, ehe es sich zum volkstümlichen Geschichtswerk gestaltete. Dieser Prozeß hat sich in Friedrich Teutsch in vollendeter Weise vollzogen, und sein zweiter Band der Sachsengeschichte ist

*) Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk. II. Band: 1700 bis 1815. Von den Kuruzzenkriegen bis zu den Regulationen. Von Friedrich Teutsch. (Verlag von W. Krafft in Hermannstadt.)

ein gut geschriebenes, auf wissenschaftlichen Grundlagen ruhendes Volksbuch geworden, das sich gleichwertig an den ersten anschließt. Und es war ein vortrefflicher Gedanke, diesem zweiten Bande eine kurze Einleitung vorauszuschicken, die den Inhalt des ganzen ersten Bandes auf zwei Druckbogen wiedergibt. So ist das Buch wohl ein Teil eines andern Werkes und doch ein selbständiges Lebewesen geworden.

Der Westeuropäer steht voll Erstaunen vor dem Gebilde der sächsischen Verfassung, die viele Jahrhunderte galt. Auf freiem Boden saß der sächsische Mann und ordnete in der Gemeinde, im Stuhl und in der Universität (dem obersten Nationalrate) die eigenen Angelegenheiten selbständig, wählte sich die Richter und Geistlichen, übte in der Ortsgemeinde, in der Stuhl- und Gauversammlung das Statutarrecht. Bürgermeister, Königsrichter und Stuhlrichter hießen die obersten Beamten. Wer ohne Erben starb, dessen Grund und Boden fiel wieder zurück an die Gemeinde, da die Gesamtheit die Eigentümerin des Sachsenbodens war. Dieser selbst war eingeteilt in sieben Stühle, und der Mittelpunkt jedes dieser Bezirke wurde eine blühende Stadt. Broos, Mühlbach, Hermannstadt, Mediasch, Schäßburg, Bistritz und Kronstadt sind die sieben Sachsenstädte, deren deutsche Namen man heute vergeblich auf einer Karte sucht. Und auf diesem alten Königsboden besaßen die Sachsen nicht nur die vollkommenste Freiheit in der Religionsübung, sondern auch die sogenannte Konzivilität, das heißt: dort konnte kein andrer Mensch als ein Sachse das Bürgerrecht erwerben. Kein siebenbürgischer Fürst und kein ungarischer König hatte das Recht, diese Verfassung anzutasten, und die Sachsen wahrten sich dieselbe gegenüber allen Anfechtungen länger als ein halbes Jahrtausend. Dann aber begann sie

abzubröckeln, die Macht der Kaiser war größer, und sie wurde weniger rücksichtsvoll ausgeübt als die der früheren Herrscher.

Das Haus Habsburg strebte schon seit dem Jahre 1437 nach dem dauernden Besitze der Krone Ungarns und nach der Herrschaft über Siebenbürgen. Nach der Schlacht von Mohacs steigerte sich dieses Bemühen, aber erst nach 1683, nach der völligen Vertreibung der Türken durch die kaiserlichen Heere, kam auch Siebenbürgen mit der ungarischen Krone bleibend und legal an Österreich. Und den Sachsen wurden vom Kaiser Leopold I. all ihre Freiheiten in einem eigenen Diplom bestätigt.

Sie waren glücklich, den Anschluß an den Westen gefunden zu haben, endlich dem deutschen Kaiser zu gehören. Jetzt, glaubten sie, würde erst ihre Blüte kommen. Jahrhunderte hindurch hatten sie sich mit den Szeklern und dem ungarischen Adel Siebenbürgens herumgeschlagen, die, weil sie selbst kein Bürgertum, keinen Mittelstand besaßen, auch kein Verständnis hatten für das Wesen der Sachsen. Und auch deren Deutschtum war ihnen unbequem. Jetzt endlich durften die Sachsen auf Verständnis hoffen. Aber sie wurden grausam enttäuscht. Das Idealbild, das sie sich von der Regierung des deutschen Kaisers in Wien gemacht hatten, entsprach in keiner Weise der Wirklichkeit. Man hatte kein Herz in Wien für die tiefste Lebensäußerung des Deutschtums, als welche die Sachsen den Protestantismus ansahen. Daß sie evangelisch waren, schuf ihnen am Wiener Hofe hundert Feinde, und man schickte ihnen, nachdem sie eine zweihundertjährige protestantische Entwicklung hinter sich hatten, die Jesuiten auf den Hals und arbeitete an ihrer Bekehrung. Die Gegenreformation, die ihr Werk in Österreich so glorreich erfüllt hatte, wurde jetzt nach Ungarn und

Siebenbürgen getragen. Endlose Kämpfe begannen, und immer sahen die Sachsen den militärischen Gubernator von Siebenbürgen, den General des deutschen Kaisers, im Dienste der Rekatholisierung. Man machte Konvertiten, setzte sie in die Ämter und trieb es so weit, daß die höchste Würde, die die evangelischen Sachsen zu vergeben hatten, der Posten eines Komes (Sachsengraf) einmal mit einem Katholiken besetzt wurde. Und auch die Steuerschraube wurde immer fester angezogen; kaiserliche Soldaten aber benahmen sich wie Türken.

Erst unter Maria Theresia kamen wieder ruhigere Zeiten. Auch sie mochte die Lutheraner nicht, aber diese große Regentin achtete das alte Recht. Sie berief einen hervorragenden Sachsen, Brukenthal, an die Spitze der siebenbürgischen Hofkanzlei in Wien und ließ sich von ihm beraten. Sie erfand ihn so echt und treu, daß sie ihn später sogar als ihren Gubernator nach Hermannstadt schickte. Ihm danken die Sachsen ihre Erhaltung im achtzehnten Jahrhundert und eine teilweise Kräftigung dadurch, daß von den Protestanten, die man aus den anderen österreichischen Provinzen noch immer abschob, tausende in Siebenbürgen angesiedelt wurden, wo sie sich mit den Sachsen verschmolzen. Auch preußische Gefangene aus dem Siebenjährigen Kriege siedelte man unter ihnen an. Viele blieben für immer dort und stärkten das Deutschtum der Sachsen. Auch schwäbische Einwanderer, die lutherisch waren, schickte man zu ihnen nach Siebenbürgen.

Einen seltsamen Eindruck macht auf uns die Tatsache, daß bei den Siebenbürger Sachsen die Popularität des Kaisers Josef versagt. Er brach die „Konzivilität“ auf dem Sachsenboden und öffnete auch für andre Menschenkinder den Weg zum Bürgerrecht; er hob die Walachen (Rumänen)

aus ihrem Helotentum empor und stellte sie neben die andern Völker des Landes. Schon als Mitregent seiner Mutter hat Josef Siebenbürgen mit offenen Augen bereist und es in wochenlangem Aufenthalte gründlich studiert. Die Sachsenherrlichkeit gefiel ihm nicht, er hatte ein Staatsideal vor Augen, in das sich solch ein „verknöcherter" mittelalterlicher Organismus nicht einfügen wollte. Vor historisch Gewordenem aber besaß er einen geringen Respekt. Er wollte endlich eine Gesamtmonarchie aus dem Staatenbündel, das er erbte, formen, und die Gleichmacherei war seine Leidenschaft. Er schaffte nach seinem Regierungsantritte alle Kronen des Reiches in die Wiener Schatzkammer und betrachtete sie als veraltete Symbole seiner Macht. Krönen ließ er sich nirgends. Er gab religiöse Freiheit, hob die Leibeigenschaft auf und wollte überall das Beste. Aber wo er einen Baum pflanzte, forderte er auch gleich Früchte von ihm. Er überstürzte alles und rief in den Provinzen namenlose Verwirrung hervor. So auch bei den Sachsen. Und sie kämpften gegen ihn wie gegen einen Gewaltherrscher. Selbst sein Toleranzpatent war ihnen nichts, denn ihre altüberlieferte religiöse Freiheit war größer als die „Toleranz", die er in seinem berühmten Edikt gewährte. Sein Nachfolger Leopold II. lenkte wieder ein, und erst zehn Jahre nach Josefs Tod finden die Sachsen ein versöhnliches Wort für den großen Kaiser, erkennen sie seine Bedeutung. Reumütig schreibt der Sachse M. Heydendorff, der früher ein erbitterter Gegner Josefs war, um das Jahr 1800: „Heiliger Schatten des größten Fürsten unsrer Zeit! Verzeihe es dem Volke und deinen Untertanen, daß sie dich verkannt, daß sie, gewöhnt an die Vorurteile der Vorzeit, und zu schwach, in die Zukunft zu sehen, deine der Welt und deinen Untertanen Heil und Segen gebührenden

Absichten nicht erkannt und nicht haben mit befördern wollen."

Dieses Wort tut wohl in dem Sachsenbuche. Es leuchtet wie eine Fackel. Nicht alles, was die Sachsen bekämpften, war zu ihrem Untergang ersonnen, nicht alles, was auf ihrem Boden reformiert wurde, war ein an ihnen begangenes Unrecht. Aber man gewinnt gleichwohl den Gesamteindruck, daß sie von Wien wenig Gutes erfahren haben und daß man hier kein Recht hat, besondere Liebe von den Sachsen zu fordern. Ob die Tatsache, daß zwei Bischöfe ihre Historiker geworden sind, da nicht unbewußt mitwirkt und mitfärbt? Die Frage ist wohl aufzuwerfen, denn das evangelische Moment drängt sich ein bißchen stark in den Vordergrund.

Nach Kaiser Leopold II., der manches glättete, was sein Bruder Josef aufgewühlt hatte, kam die schlimme Zeit der Franzosenkriege und des Bankozettelsturzes bis auf ein Fünftel ihres früheren Wertes, kamen die Reformen und Regulationen der Kaiser Franz-Zeit, der Metternichschen Ära. Die Sachsen gingen wieder in die schärfste Opposition, und da sie auf dem siebenbürgischen Landtag die Wiener Maßnahmen anzufechten gedachten, wurde dieser heimgeschickt und dreiundzwanzig Jahre nicht mehr einberufen. So wurde das öffentliche Leben eingeschläfert, der Volksgeist entmannt. Die Nationsuniversität war in jenen Tagen „so tief gesunken", daß sie selbst um die Nobilitierung einiger vornehmer Sachsen in Wien ansuchte. Mit einem Mißton schließt das Werk, und ein dritter Band wird uns wohl die schweren Zeiten von 1848 und bis über 1867 herauf schildern, jene Tage, in denen der Sachsenboden zerrissen und in Komitate eingeteilt wurde. Die Zeit der religiösen Bedrängung war vorbei, jetzt beginnt die nationale.

Von liebenswürdiger Intimität sind jene Teile der Sachsengeschichte, die vom kulturellen und geistigen Leben des Völkchens handeln. In der Tracht, Sitten und Bräuchen sind die Sachsen konservativ, halten am Alten fest, in ihrem Bildungsdrang stehen sie obenan im Reiche der Stephanskrone, ihr Schulwesen ist das höchstentwickelte, der Analphabet bei ihnen ein unbekannter Begriff. Sie haben früh ein ständiges Theater, führen Mozarts Opern und Haydns Schöpfungen fast zu gleicher Zeit auf wie in Wien. Und ihre Jugend zieht seit den Reformationstagen auf die reichsdeutschen Hochschulen. In allen Wissenschaften und Künsten haben die Sachsen ihren Mann gestellt, auch in der Armee, wo sie als erste auf ungarischem Boden mit der Feuerwaffe erschienen. Der Kommandant der Schlacht von Marengo, M. Melas, war ein Sachse, und neben ihm wäre mancher Held zu nennen. Reich an farbigen Bildern ist das zünftlerische Leben der alten Sachsenstädte, ist die selbstherrliche Verwaltung des Sachsenbodens durch mehr als siebenhundert Jahre.

Gerne lauschen wir dem Rechenschaftsbericht des deutschen Bruders, der vor langen, langen Jahren in die Wildnis hinter den Waldbergen zog und sie zu einem kleinen Paradiese umgestaltet hat. Er braucht unsre Kritik nicht zu scheuen, er hat gut gewirtschaftet mit seinem Pfund, und was das Schönste ist, er erhielt sich selbst, er ist so deutsch geblieben, wie er einst auszog vom Rhein und von der Mosel.

Die Heimat der Siebenbürger Sachsen.

Wo liegt sie? Die deutsche Urheimat nämlich. Denn daß die Sachsen keine andere Heimat haben können als die, in der sie seit mehr als sieben Jahrhunderten seßhaft sind, ist ja selbstverständlich.

Ein großangelegtes Siebenbürgisch-Sächsisches Wörterbuch sucht die oft gestellte Frage endgültig zu beantworten. Dieses Werk, dessen fortschreitende Entwicklung in den ersten drei Lieferungen zum Ausdruck kommt, ist sozusagen ein Schmerzenskind der Siebenbürger Sachsen und ein Nationalheiligtum. Das dritte Heft ist erst beim Buchstaben B, aber der Ausbau des Ganzen erscheint gesichert, und man darf nicht fürchten, daß es ein Torso bleibe. Zahlreich sind die Vorarbeiten für dasselbe gewesen. Seit einem Jahrhundert haben Pfarrer und Beamte, mehr aus Liebhaberei als aus wissenschaftlichem Interesse, den mundartlichen Wortschatz der Siebenbürger Sachsen aufgezeichnet und gesammelt, dann kamen gelehrte Hände und Dichter dahinter und bauten das Werk weiter aus. Und schon im Jahre 1849 hat sich die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien mit den ersten Proben zu diesem Wörterbuch beschäftigt. Karajan war der Berichterstatter. Er wußte Rühmliches zu sagen über die vorgelegten Proben, übte aber auch scharfe Kritik nach der formalen Seite und forderte vom Verfasser ein anderes, gründlicheres Verfahren. Wenn er dieses befolge, sei nicht nur die Drucklegung eines Siebenbürgisch-Sächsischen Wörterbuches durch die Akademie zu empfehlen, es sei dem Autor „für sein verdienstliches Unternehmen auch ein anständiges Honorar“ zuzusprechen. Aber der damalige Bearbeiter des Riesenstoffes hörte nur den Tadel und nicht das Wohlwollen aus dem Berichte Karajans heraus, nicht

die Verheißungen. Er war entmutigt, und die Arbeit blieb liegen. Die jüngsten sächsischen Gelehrten aber erkennen jene Kritik Karajans heute als eine berechtigte an, sie sind den Weg gegangen, den er gewiesen, haben sich an Grimm und Schmoller gebildet und lehnten sich mit Nutzen an die guten Vorbilder aus allerneuester Zeit, das „Schweizerische Idiotikon“ und das „Schwäbische Wörterbuch“, an. Und so tritt jetzt, wohlvorbereitet und gründlich durchdacht, das Siebenbürgisch-Sächsische Wörterbuch nach mannigfachen Schicksalen und heißen Bemühungen in die Öffentlichkeit. Und das Unternehmen steht auf eigenen Füßen, es bedarf nicht der Unterstützung auswärtiger Gesellschaften, der Verein für siebenbürgische Landeskunde ist stark genug, es zu subventionieren. Vier Riesenbände, à 60 Bogen, die ein Quellenwerk für Sprachforscher sein werden, wie es kaum ein zweites gibt, sind da im Erscheinen begriffen, aber man wird wohl Jahre auf den Abschluß warten müssen.

Was dieses Wörterbuch den Sachsen ist, können Außenstehende vielleicht nachfühlen, ganz verstehen werden sie es kaum. Die Siebenbürger Sachsen, die gar keine „Sachsen“ sind und nur von der höfischen Kanzleisprache des Mittelalters zu solchen gemacht worden sind, kennen nämlich *ihre alte deutsche Heimat nicht*. Daß die Siebenbürger Sachsen der „größeren Masse nach“ im zwölften Jahrhundert unter der Regierungszeit des ungarischen Königs Geisa II. (1141—1161) eingewandert sind, ist durch den Freibrief des Königs Andreas II. vom Jahre 1224 festgestellt und erwiesen. Aber darüber, woher die Einwanderer gekommen sind, schweigen alle Beurkundungen. Nur in päpstlichen Dokumenten werden sie einige Male „Flandrenses“ genannt. Aber das war damals genau so ein Sammelname für Kolonisten, wie „Saxones“. Daß die Siebenbürger Deutschen

weder Flanderer noch Sachsen sind, das hat ihnen die Wissenschaft von der Sprache längst gesagt; aber zu welchem deutschen Stamme sie sich zu zählen haben, das wußten sie lange nicht.

Es geht nunmehr ins achte Jahrhundert, daß die Sachsen in dem fernen Lande jenseits des Waldes (in Transsilvanien) sitzen, und die Beziehungen zur alten Heimat sind früh abgerissen und erstorben. Völliges Dunkel sank auf ihre Vorgeschichte herab. Sie hielten sich eine Zeitlang für ein gotisches Volk, das dort sitzengeblieben sei in der Zeit der Völkerwanderung. Dann für eine Sachsen-Kolonie aus den Tagen Karls des Großen. Erst im Reformations-Zeitalter, als immer mehr siebenbürgische Studenten an die Hochschulen Deutschlands kamen, wurde es wieder hell. Aber der Tag war noch fern. Bis in unsere jüngste Zeit suchte der Stamm der Siebenbürger Sachsen nach seiner Mutter, nach seiner Urheimat. Und der große Leibniz ist der erste gewesen, der die Schaffung eines siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuches gefordert und angeregt hat. Nicht nur aus wissenschaftlichen Gründen, nein, auch ihn reizte es, auf diesem Umwege die Herkunft der Sachsen festzustellen. Noch vor drei Jahrzehnten konnte ihr bedeutendster Dramatiker M. Albert die Gründung Hermannstadts in einem Drama verherrlichen, das den Titel führt: „Die Flanderer am Alt". Er hielt die Urväter für Flanderer.

Man sieht also die Wichtigkeit dieses Unternehmens. Die einzige sichere Handhabe zur Bestimmung des Auswanderungsgebietes bildet die sächsische Mundart. Nun kommt aber in Betracht, daß diese Mundart eine siebenhundertjährige selbständige Entwicklung hinter sich hat, daß sie in ständiger Berührung mit fremden Völkerschaften war und vieles in sich aufgenommen haben mag, was ihr in der

alten Heimat nie begegnet wäre. Auch dürfte der elementare Unterschied in der Landschaft der alten und der neuen Heimat sowie die Verschiedenheit der staatlichen und sozialen Lage sprachbildend gewirkt haben. Andererseits muß etwas Erstarrendes in dem völligen Abschlusse dieses Idioms vom großen deutschen Lebensstrom erblickt werden. Der alte Wortschatz der siebenbürgisch-sächsischen Mundart ist sicherlich reiner und reicher als der jenes Sprachgebietes, aus dem ihre Träger einst ausgewandert sind; hingegen werden ihm alle neueren Wort- und Sprachformen fehlen, die dort in den letzten sieben Jahrhunderten eines gesteigerten deutschen Kulturlebens entstanden sind.

Es war also auf eine völlige Gleichheit der Mundarten in der neuen und in der alten Heimat, auch wenn die letztere gefunden würde, nie zu rechnen.

Und so haben sich die Sprachforscher endlich dahin geeinigt, daß die sächsische Mundart auf den Rhein hinweise. Man wollte rings um Köln die meiste sprachliche Verwandtschaft gefunden haben. Zuletzt aber drang man in das Luxemburgische vor, an die Eifel, in die Täler der Ar und der Sauer. Mit den „halbschlächtigen Mundarten" am Niederrhein, dem Mittelfränkischen, habe das Siebenbürgisch-Sächsische die allermeiste Familienähnlichkeit, sagen die Sprachforscher. Und in dem weitausgreifenden Vorworte zu dem Wörterbuch, das die ganze Geschichte des Unternehmens aufrollt, erzählt uns Adolf Schullerus eine geradezu rührende Episode. Die sächsischen Sprach- und Volksforscher begnügen sich nicht mit dem vergleichenden Studium der Literatur, sie suchen die alte Heimat nicht bloß mit der Seele, nein, sie wandern gelegentlich jene Landschaften ab, aus denen ihre Ahnen einst ausgewandert sein mochten. Und so kamen sie vor wenigen Jahren auch

in die Täler der Ar und der Sauer, zu den Luxemburgern. Und dort redeten sie auffällig in siebenbürgisch-sächsischer Mundart und erzählten den Leuten, sie seien auch „Letzelburger". Die horchten auf und ein Alter, der ihre Rede verstand, sah die Gäste mit klugen Augen an und sagte: „Wenn ir Letzelburger sit, da sit ir lang furt von hai, da must ir schon als Kanner (Kinder) se furt gange." Das ahnungsvolle Gemüt! Nun sagten sie ihm, daß sie allerdings schon vor siebenhundert Jahren „sit furt gange von hai", und sie seien jetzt gekommen, die alten Verwandten wieder heimzusuchen. Und es gab ein kleines Freudenfest.

So suchen die Siebenbürger Sachsen ihre Urheimat, und nach der jüngsten Theorie glauben sie fest daran, diese im nördlichen Luxemburg und am Niederrhein endlich gefunden zu haben. Ein Schimmer von der Freude dieses Wiederfindens liegt über der großen wissenschaftlichen Arbeit, die damit ein Ziel gewonnen hat, das weit über die gewöhnlichen Zwecke germanistischer Leistungen hinausweist.

Auf die wissenschaftliche Methode näher einzugehen, die der Bearbeiter anwendet, den gelehrten Apparat zu kennzeichnen, den er spielen läßt, würde zu weit führen. Die außerordentlichen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, sind am besten gekennzeichnet, wenn man feststellt, daß das Sprachgebiet der Sachsen in sich selbst wieder in mehrere große Dialektgruppen zerfällt, und daß nicht weniger als einundfünfzig kleinere Abarten im siebenbürgisch-sächsischen Dialekt berücksichtigt worden sind. Dabei beschränkt sich das Wörterbuch auf die Mundart der sogenannten Ursachsen (die im Jahre 1906 218481 Seelen umfaßten), während es die viel später angesiedelten evangelischen Exulanten aus Oberösterreich und Steiermark und die Schwaben aus Baden und Durlach, die heute alle zu den

„Sachsen" gezählt werden, ausscheidet. Ihre Mundart, die sich langsam der sächsischen anbequemt hat, bedarf keiner Erforschung.

Interessant ist es, daß der Bearbeiter feststellt, es sei vor Einführung der deutschen Verwaltung in Siebenbürgen durch den Wiener Hof eine allgemeine Mode bei den oberen Ständen der Sachsen gewesen, sich magyarischen Sprachformen anzubequemen. Erst die unmittelbare Berührung mit den hochdeutschen österreichischen Beamten- und Militärkreisen habe jene Bewegung zum Stillstand gebracht. Und sie habe die Sachsen auch aus der Verschanzung ihrer Mundart herausgeführt. Bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts sei aller gesellige Verkehr der Sachsen unter sich in der Mundart geführt worden; erst seit ungefähr fünfzig Jahren sei das Hochdeutsche die anerkannte Umgangssprache der Gebildeten.

Man darf sich des bedeutsamen wissenschaftlichen Unternehmens, das in diesem Wörterbuche vorliegt, aufrichtig freuen. Es zeugt mehr als hundert schöngeistige Leistungen für die geistige Regsamkeit, Tüchtigkeit und Volkstreue der Siebenbürger Sachsen, die, nach der jüngsten Annahme, eigentlich Luxemburger sind.

Maifahrt ins Banat.

Es gibt kaum eine Landschaft, die in ihrer Eintönigkeit eine solche Wandlungsfähigkeit besitzt, wie die ungarische. Die unabsehbare Ebene wechselt mit jeder Jahreszeit ihr Antlitz, oder doch den Ausdruck desselben vollständig. Sie kann ernst und düster blicken, wenn der Pflug seine Schuldigkeit getan und den dunklen Leib der Erde aufgefurcht hat, sie schwillt in Kraft und Übermut, wenn der Ozean ihrer Ährenfelder sich vor den Blicken des Reisenden auftut und im goldenen Schimmer der Sonne erglüht. Und dann kommt die trostlose Zeit der Stoppelfelder, die sich langsam verfärben und einen frühen Herbst vortäuschen. Mitten drin die hochragenden Brunnenschwengel, die weidenden Herden, die fernen, kaum aus dem Boden hervorragenden Dörfer, von denen nichts als der Kirchturm zu sehen ist. Es gibt nichts Melancholischeres als solch eine Herbstfahrt. Und erst im Winter. Die unübersehbaren Schneeflächen wirken, als ob man dem Nordpol entgegen führe.

Schon lange sah ich diese Landschaft nicht im Schmucke des Maien. Es lebte nur eine Erinnerung daran in mir. Jetzt habe ich auch diesen Anblick genossen. Er war mir ein Labsal. Daß die ungarische Landschaft auch grün sein kann, daran denkt man gar nicht, denn sie ist immer nur gelb, schwarz oder winterlich weiß. Im Mai aber ist das ganze weite Land ein grüner Teppich. Wie durch eine einzige unendliche Wiese fährt sichs hin und es stört kein zweiter Farbenton dieses friedliche Bild. Schon knapp vor den Toren von Wien, im Marchfeld, beginnt diese Wiese, und erstreckt sich bis hinab in das ungarische Tiefland, bis in das Banat, wo dann die Ausläufer der rotbraunen Siebenbürgischen Karpathen anrücken und ihr ein Ende bereiten.

Es gab zuerst einen langen, rauhen Winter. Dann brannte durch Wochen die Sonne heiß und es fiel kein Tropfen Regen. Einzelne Verzweifelte ackerten ihre Wintersaaten um und bauten Kukuruz an. Im ganzen Lande sprach man in den heißen Tagen vor Pfingsten von nichts als vom Wetter. Das ist der Agrikulturstaat. Sein Wohl und Wehe hängt immer in den Wolken. Und wie zum Hohn auf die vielbeklagte Trockenheit schwoll die Donau jeden Tag höher an und trat über ihre Ufer. Und ihre kleineren Genossinnen taten es ihr nach. Die March floß so breit und so träge wie ein See über die Felder hin; bei Gran standen ganze Pappelalleen und Akazienwälder im Bereiche der Donau. Die Auen waren überflutet und das Wild flüchtete auf die höher gelegenen Flächen beim Bahndamm. Junghasen wimmelten wie ein Rattenheer ängstlich im Grase heran, entsetzte Rehe sprangen knapp vor der Lokomotive über den Damm und auch ein Hirsch kam im Wasser gewatschelt des Weges. Bis an den Bauch reichte ihm die trübe, gelbe Flut, der er zu entrinnen trachtete. Der heranbrausende Schnellzug erschreckte ihn wohl einen Augenblick und er machte eine Wendung, als wolle er umkehren, aber das Wasser hinter ihm schien ihm doch gefährlicher zu sein als die Eisenbahn. Starr, mit erhobenem Kopfe blickte er auf uns. Einzelne Reisende winkten ihm mit den Taschentüchern zu und machten sich lustig über seine Lage, er aber achtete ihrer nicht. Plötzlich wurde unsere Aufmerksamkeit durch den anmutig erschreckten Ausruf einer Dame von dem Hirsch abgelenkt. „Ach, wie reizend! Wie arm!“ Knapp unter uns, am Fahrdamm, kauerten ein paar Fasanen. Ein Weibchen aber lief geängstigt im Kreise herum, es wußte offenbar nichts mit sich anzufangen. Vielleicht war ihr Nest im Wasser und sie wußte nicht, wohin sie ihre Eier legen sollte.

Vorbei ... So ein Wiener Dreiuhrzug fährt gut. Man ist Schlag sieben schon in Budapest. In Neuhäusel begrüßt den Reisenden in normalen Zeiten die erste Zigeunermusik beim Jausenkaffee, bei der Einfahrt nach dem Westbahnhofe der Hauptstadt klingt ihm von Ös-Budavar (dem Budapester „Venedig") her ein ganzes Tingel-Tangel entgegen. Es ist Sonntag, alles Volk auf den Beinen, und Wolken von Staub lagern dicht über den meilenlangen Straßenzügen dieser amerikanisch wachsenden Stadt.

Mein Ziel ist diesmal nicht sie. Aber die Verbindung in die deutsche Banater Heimat fehlt, ich habe drei Stunden Zeit, bis mein Zug nach dem Süden geht. Die kann man noch nützen. Ich fahre durch die Stadt. Sie wirkt. Zwar kann ich nicht alle Aufschriften verstehen, aber ich weiß doch immer ungefähr, wo ich bin. Die Elisabethstadt, die Leopoldstadt, die Theresienstadt und die Josefstadt, das alles hat einen anheimelnden Klang. Und wenn man einmal dahinter gekommen ist, daß ihre Namen nur ins Madjarische übersetzt wurden, daß das Fremdartige hier nur Tünche ist, dann schwindet die anfängliche Befangenheit und man gewinnt ein ironisches Verhältnis zu dieser Erscheinung.

Es war noch heller Tag und ich strebte aus dem Trubel von Pest hinüber nach dem stillen, feierlich einsamen Ofen. Mein Wagen fuhr am Parlamentsgebäude vorbei und das neue Andrassy-Denkmal hatte ich noch nicht gesehen. Es erhebt sich vor der linken Flanke des grandiosen Baues des Schmidtschülers Steindl und der Reiter hat den Blick gegen die Ofener Königsburg gewendet. Ein Riesenstandbild. Das Pferd wirkt ziemlich steif und hölzern. Vielleicht aber steht es nur zu hoch. Andrassy in ungarischer Gala, wohlgetroffen trotz der übermäßigen Vergrößerung und Vergröberung seiner Züge, mit den längsten Beinen, die man je gesehen

hat, reitet gegen die Burg, deren Neubau majestätisch von seiner Höhe grüßt. Es liegt Sinn in dieser Aufstellung. An dem Neubaue des ungarischen Königtums hat Andrassy seinen redlichen Anteil. Die beiden Reliefs des Denkmals springen in großen plastischen Gruppen aus dem Sockel hervor. Das eine stellt die Krönungsszene dar. Der König, umringt von den Magnaten und Würdenträgern des Landes, empfängt kniend aus den Händen Andrassys und des Fürstprimas von Ungarn die Krone. Der vor ihm kniende König erhöht den Helden des Denkmals erst recht. Es wirkt wie ein Symbol. Das zweite Relief zeigt uns ein Bild der Berliner Konferenz unter dem Vorsitze Bismarcks. Alles sitzt im Kreise. Andrassy aber steht, die Situation beherrschend, in der Mitte. Er weist mit dem Finger auf die Landkarte des Balkans, die auf dem Konferenztische liegt, und Europa lauscht seinen Worten. Der künstlerische Wert des Denkmals ist kein allzu hoher. Aber es wirkt. Die Großmannssucht in der Ausführung ist unverkennbar, aber immerhin, Julius Andrassy hat sein Standbild an dieser Stelle verdient und die Ausführung lag ja nicht bei ihm. Die es ihm setzten, sind seine Nachfolger, nicht die Erben seines Geistes.

Man ist rasch drüben in Ofen, diesem schicksalsreichen Königssitz des Landes, der gar stolz von seiner Höhe auf das weite Stadtgebiet zu seinen Füßen hinabblickt. Zwischen ihm und Pest fließt der Strom, bunt belebt von Schiffen, die den Lokalverkehr mit der Margareteninsel besorgen, und auch von größeren Dampfern, die in die Ferne streben. Das Bild ist schön. Wenn auch Pest in einer Staub- und Nebelwolke lagert, es liegt ein großer Zug in dem Ganzen.

Die alte Festung ist still und menschenleer, jeder Tritt hallt auf dem Pflaster. Dem Barockbau der Burg gegenüber

liegt das alte Gebäude des Ministerpräsidiums, das neue des Honvedministeriums, weiter zurück das neue Finanzministerium. Dazwischen liebe, alte, bombenfestgebaute Häuser, in denen noch die Türken gewohnt haben, ehe Ofen von den kaiserlichen und den deutschen Reichstruppen erobert wurde. Kirchen, die einst Moscheen gewesen sind, ein Theater, das einst deutsch war . . . Und überall Gedenktafeln mit geschichtlichen Hinweisen, die kein Fremder lesen kann. Der alte Invalide, der vor dem Eingang in den Burggarten sitzt, lädt mich mit lauter Stimme ein, näher zu treten, den Garten zu besichtigen. „Tessék, kérem, tessék."

Die gärtnerische Anlage ist jung. Sie baut sich terrassenförmig an der Berglehne auf und schließt sich in einem weiten Halbbogen um die Stirnseite der Burg. Schöne Plastiken schmücken die Haupttreppe. Es sind da ein paar Figuren von rassigem Wurf. Von dem Mitteltrakt der Burg, die ganz und gar im Geiste der theresianischen Wiener Barocke ausgeführt ist, erhebt sich ein kühnes Reiterstandbild, das dem des Grafen Andrassy drüben auf dem Pester Ufer zugewendet ist. Ich gehe dreimal rings um das Denkmal und finde keine Inschrift. Das ist doch seltsam. Ein anonymer Feldherr? Nach dem Kostüm und der Perücke zu schließen, kann es nur... Doch ich will lieber fragen. Ein alter Gärtner, der des Weges kommt, gibt mir eine wienerische Auskunft. „Aber freilich is es der Prinz Eugen. Schon über zehn Jahr' steht er da und hat noch keine Inschrift. So a Nachlässigkeit!"

Die Worte des Alten klingen fort in mir, während ich meinen Rundgang in der beginnenden Dämmerung vollende. Hat man nicht vor einigen Jahren gelesen, Prinz Eugen hätte in Zenta, der Stätte seines ersten großen Sieges über die Türken, ein Denkmal erhalten sollen, aber

als es fertig war, verweigerte die chauvinistische Stadt dem kaiserlichen Feldherrn den Platz für ein Standbild. Es war einer jener zahlreichen Skandale, von denen die Außenwelt kaum Kenntnis nimmt. Der Kaiser erwarb dann das verschmähte Denkmal für sich. Und jetzt steht es vor dem Mitteltrakt der Ofener Königsburg und hält dort die Wache. Kein stolzerer Platz im ganzen Lande hätte ihm zugewiesen werden können. Hm. Aber Inschrift hat es noch keine. „So a Nachlässigkeit!" Sollte die Sprachenfrage noch nicht gelöst sein?

Schon blitzen die Lichter auf in Pest drüben und am Donauufer ziehen sich endlose Reihen elektrischer Flammen hin, die sich im Strome spiegeln. Und auch hinter mir, in der Christinenstadt, auf dem Blocksberg, im Villenviertel des Schwabenberges, aus dem Auwinkel am Fuße des Johannisberges und auf der Margareteninsel wird es hell. So viele Lichter, so viele deutsche Namen tauchen aus dem Dunkel auf. Freilich, sie werden heute anders ausgesprochen als in unserer Jugendzeit ... Mein alter Honved-Invalide mahnt mich höflich zum Aufbruche. Ich trete auf den Sankt Georgsplatz hinaus und wende mich dem Abstiege zu, aber der Alte hat das dringende Bedürfnis, mir noch etwas Angenehmes zu sagen. Und so teilt er mir denn mit, daß auf diesem Platze einst das Hentzi-Denkmal gestanden habe. Ich wußte es ohnehin. Einst! Wo steht es jetzt? Der ruhmreiche Verteidiger Ofens von Anno 1848 hat sich in einen Kasernenhof zurückgezogen. Und während ich dem Alten meinen Obolus reiche, frage ich mit einer Handbewegung gegen den Garten, wer denn jener Reiter dort wäre? „Èn azt nem tudom, nadsád," sagte der Fuchs. Der alte Honved weiß nichts vom Prinzen Eugenius!

Unter ein paar armseligen Akazienbäumen im Hofe des Westbahnhofes nehme ich mein Nachtmahl. Ein halb-

wüchsiger Junge, er kann keine fünfzehn Jahre zählen, bietet mir Ansichtskarten zum Kaufe. Kaum habe ich mich mit ihm eingelassen, greift er in die Brusttasche, zieht ein Bündel Photographien hervor und flüstert: „Pikántos“. Dabei schiebt er mir den Pack hinter den Teller. Unglaubliche Bilder! Ich bin nicht prüde, aber ich jagte den Jungen, der solche Ware feilbietet, augenblicklich davon. Am liebsten hätte ich ihm ein paar mit meinem Stocke über den Rücken gesalzen.

Am nächsten Morgen, bei Sonnenaufgang, erwachte ich auf dem Wege nach Temeschwar. Noch immer die endlose, lachende Wiese. Aber die Dörfer, die mitten drin lagen, waren jetzt anders. Hellschimmernde, weiße Wände, rote Ziegeldächer, schöngepflegte Gemüsegärten. Und nicht immer wieder Akazien und Pappeln, Pappeln und Akazien, sondern Linden- und Maulbeerbäume, Obst- und Weingärten rings um die Wohnstätten. Und schon war alles auf den Beinen. Die Herden wurden auf die Weide getrieben durch walachische Hirten, die Schwaben selbst aber zogen ins Feld. Der junge Weizen will vom Unkraut befreit, der junge Kukuruz will geharkt sein. Muntere blonde Schwabenmädeln stiegen ein und fuhren mit Eierkörben und Milchkannen nach Temeschwar zu Markte. Es war mir ein wahres Labsal, ihre Mundart wieder zu hören. Sie tragen ihre Kopftücher noch wie im Schwarzwalde und sie schwäbeln noch so wie dort.

Vor dem Bahngebäude in Temeschwar wartet die „Elektrische“ auf die Ankömmlinge, um sie an ihr weiteres Ziel zu bringen. Große, schöne Wagen, ganz nach der Wiener Type. Als wir in Bewegung waren, merkte ich, daß ich einer sehr eleganten, in schwarze Seide gekleideten, stattlichen brünetten Dame gegenübersitze. Neben ihr eine Magd

mit einem kleinen Kinde. Sie sprechen Rumänisch miteinander. Rechts neben mir wird Deutsch, links Serbisch gesprochen. Madjarisch spricht nur der Repräsentant des Staates, der Schaffner. Das Kind gegenüber wird plötzlich unruhig, es weint und ist nicht zu beruhigen. Da geschieht etwas, das ein Mensch, der aus Wien kommt, nicht vermuten konnte. Die elegante Mutter öffnet ihre schwarze Seidenbluse, sie öffnet ihr Hemd und gibt ihrem Kinde die Brust. Niemand im Wagen kümmerte sich darum. Nur zwei junge Burschen, die draußen beim Schaffner standen, stießen einander an und blickten voll Gier nach der schönen, jungen Frau mit der schneeigen Brust. Mir selbst war plötzlich eine Träne ins Auge geschossen.

Die Schwaben.

Eine Halbinsel, die zwischen den drei mächtigsten Flüssen Ungarns, zwischen Donau, Theiß und Marosch, eingebettet liegt und im Osten durch die eherne Kette der Transsilvanischen Alpen von Siebenbürgen getrennt wird, ist das Banat, das einstige römische Dacia riparia. Wer sich in diesem von der Natur geschützten Gebiete einmal festsetzte, war immer stark gegen äußere Feinde. Und auch das Klima schützte den, der es selber ertrug, denn es war sumpfig und allen Seuchen zugänglich. Wer hier nicht von selbst zugrunde ging, der wurde nicht leicht vertrieben.

Franz Griselini, ein venezianischer Gelehrter, wurde der erste Geschichtsschreiber dieser Provinz. Er stand in kaiserlichen Diensten und sein heute sehr selten gewordenes Werk über das Banat, das er im Jahre 1780 veröffentlichte, wurde auf Anregung des Kaisers Josef geschrieben. Es ist noch in manchem Pfarrhause des Banats zu finden und sonst wohl auch in den öffentlichen Bibliotheken. Es kann aber nur als ein Spezialwerk über die Wiedereroberung des Landes durch den Prinzen Eugen und seine Neubesiedlung unter Kaiser Karl VI. (als König von Ungarn Karl III.) und Maria Theresia gelten. Die früheren Zeiten hat Griselini, ein bei allem Temperament völlig unparteiischer, streng sachlicher Gelehrter, leider nicht genügend aufgehellt, und schon die Ära des Kaisers Josef fällt nicht mehr in seine Zeit.

Als Urbevölkerung fühlen sich in dem alten Dacien noch heute die Rumänen (Walachen), deren Abstammung auf diese lateinische Kolonie zurückweist. Tausend römische Funde haben diese Kolonie bestätigt und das Leben selbst ergänzt diese Zeugnisse. Da ist zunächst das Töpfergewerbe,

vielleicht das älteste der Menschheit. Es lebte vor einigen Jahrzehnten noch genau so primitiv im Banat wie vor anderthalb Jahrtausenden und es schuf Wasserkrüge und andere Gefäße nach denselben alten Formen und Vorbildern, wie wir sie in Pompeji gefunden haben. Unsere Museen bewahren diese Gefäße und auch Privatsammlungen sind reichlich mit ihnen versorgt. An diesen Beweis schließt sich ein zweiter, der geradezu verblüffend ist. Wenn man aus den reichen großen deutschen Bauerndörfern, in denen alles auf eine hohe Kulturstufe hinweist, in ein dürftiges, bescheidenes walachisches Nest kommt, steht man plötzlich vor einem architektonischen Rätsel: hier wird die Säule angewendet beim Hausbau, die der Deutsche nicht kennt. Der Hof ist kaum durch einen Zaun eingefriedet, der Düngerhaufen liegt vor der Tür, aber der am Hause hinlaufende offene Gang ruht auf Säulen! Der Abstieg in den Hof ist häufig durch ein kleines Dach gedeckt, das auf vier Säulen ruht, wie ein kleiner Tempelbau, und einen antiken Spitzgiebel hat. Wer das zum erstenmal entdeckt und vielleicht auch eine rumänische Schönheit daneben stehen sieht, dem drängt sich die Anschauung auf, daß er ein Zeugnis römischer Kultur und römisches Blut vor sich habe. Und noch weiter zurück führt ihn auch die oberflächlichste Beschäftigung mit der rumänischen Sprache, die noch heute den altheidnischen, römisch-griechischen Geist in sich hat. Den ärgsten Fluch und die höchste Beteuerung, die der Walache in den Mund nimmt, spricht oder schwört er beim Domne Zeu — beim Herrn Zeus!

Sie ist noch nicht geschrieben, die dunkle Leidensgeschichte der Volkstrümmer des trajanischen Dacien und wird wohl kaum je geschrieben werden können. Die Völkerwanderung brauste darüber hin und stampfte alles in den Boden. Tief unter den fruchtbaren Ackerfeldern des Banats,

der Pflugschar unerreichbar, schlummert wohl die Antwort auf manches Rätsel der Gegenwart. Nur selten glückt ein Fund. Man kennt die herrlichen Goldgefäße, die bei Groß-Szt. Miklos im Banat dem Schoße der Erde einst entrissen wurden; sie sind ein Schatz des Wiener Kunsthistorischen Hofmuseums, aber es fehlt jede Kunde darüber, welchem König oder Heerführer der Völkerwanderungszeit sie wohl einst gehört haben mögen.

Temeschwar ist der alte Mittelpunkt des Banats. Es wird schon 1212 als Castrum Temesiense genannt, aber auch seine Entstehungsgeschichte ist völlig dunkel. Vielleicht fände man tief unter dem sumpfigen, angeschwemmten Erdreich die Reste einer römischen Militärstadt. Bis jetzt hat man kein Beweisstück dafür in der Hand.

Selbst die Türken scheinen eine Art Scheu vor dem Lande zwischen den drei Flüssen gehabt zu haben, sie ließen es nach der Schlacht von Mohacs noch ein Vierteljahrhundert in Ruhe, sie begnügten sich mit dem Schein einer Schutzherrschaft über dasselbe. Erst im Jahre 1552 eroberten sie das Banat. Und sie beherrschten es von da ab bis zum 17. Oktober 1716, dem Tage, an dem Prinz Eugen in Temeschwar als Sieger einzog. Obgleich die Türken allen christlichen Bewohnern der Stadt einst die volle Freiheit ihrer Religionsübung und ihres Volkstums zugesichert hatten, starben während ihrer hundertvierundsechzigjährigen Herrschaft alle früheren Geschlechter aus, und auch das Land ringsum war gänzlich entvölkert, als die kaiserlichen Heere es wieder eroberten. Entvölkert und versumpft, von Auen, Mooren und Urwäldern bedeckt, so schildert Griselini das Land. Wölfe, Bären und Wildschweine hausten hier, tötliche Miasmen verpesteten die Luft, das Fieber überfiel jeden Fremden, der sich ein paar Tage aufhielt. „Da hörte man im ganzen

Lande keinen Ton eines singenden Vogels, weder der aufwirbelnden Lerche noch der buschbewohnenden sanften Nachtigall — doch dafür krächzten Elstern und Raben, und mit diesen wechselten zur Nachtzeit die Trauerlieder der Uhus und Eulen ab.“ Sumpfvögel, Adler, Wildgänse und Raubgefieder jeglicher Art schwebten in Scharen über den Morästen, aus denen sich oft giftige Mückenschwärme erhoben, über die kümmerlichen Herden herfielen und sie töteten. Von den Urbewohnern hatten sich im höher gelegenen Osten die Rumänen behauptet, im Westen ein paar Serben. Verkommene Tatarenhorden zogen als Räuber umher und plünderten die Armut dieser letzten Einwohner. Jeder Reisende, der den Weg durch das Banat nahm, wurde ausgeraubt oder ermordet.

So fand Herzog Karl von Lothringen als erster Besieger der Türken dieses Land, so fand es Prinz Eugen, der es endgültig dem Kaiser Karl VI. sicherte. Prinz Eugen übergab das eroberte Zentrum dieser ungastlichen Wüste an den Feldzeugmeister Grafen Klaus Florimond Mercy. Unter seinem friedlichen Oberkommando sollte die entvölkerte Provinz wieder für Menschen bewohnbar gemacht und dann neu besiedelt werden.

Eine Riesenaufgabe. Aber Graf Mercy hat sie gelöst. Er wendete zwanzig Lebensjahre und die Arbeitskraft von tausenden Soldaten daran, damit das werden konnte, was geworden ist, und seine Nachfolger unter Maria Theresia und Josef II. führten das von ihm begonnene Werk in einem weiteren halben Jahrhundert zur Blüte empor. Es wurden zur Entsumpfung des Banats schiffbare Kanäle gebaut, Städte angelegt und hundert Dörfer mit großen Ländereien ausgemessen, man schuf Hochwasserdämme und zahlreiche andere Kulturwerke. Und alsbald ergeht der Ruf des Kaisers

in die Lande. Weithin dringt seine Stimme, alle Völker Europas hören sie, und sie sind alle willkommen zur Besiedlung einer Provinz, in der herrlicher, nie bebauter Urweltboden an Mutige zu vergeben ist. Und es kommen Deutsche aus allen Gauen des Heiligen Römischen Reiches, Griechen und Bulgaren aus Mazedonien, Franzosen und französierte Deutsche aus Lothringen und dem Elsaß, Schwaben aus der Pfalz und vom Rhein, Italiener, spanische Juden und Vollblut-Spanier aus Biscaya, die ihre Niederlassung Neu-Barcelona nennen. Aber die erste Aussaat gedeiht nicht. Überall lauert der schwarze Tod, die Pest, mäht die Ansiedler nieder, die Wölfe und Bären fressen ihre Herden; auch die Janitscharen kommen wieder, die türkischen Räuber unter ihrem Anführer Haram Pascha plündern die jungen Dörfer, und was nicht untergeht, ergreift voll Grausen die Flucht. Ungezügelte Hochwässer vollenden die Verwüstung. Aber immer wieder wird das Werk von vorne begonnen und die Deutschen erweisen sich als die zähesten, die Schwaben ertragen das mörderische Klima und alle Unbilden dieses Kampfes ums Dasein am besten. Zuletzt werden nur noch Schwaben genommen und sie kamen in Scharen.

Auf Auswanderschiffen zogen sie von Ulm, Regensburg und Passau die Donau herab. Dort erhielten sie die erste Hälfte des Zehrgeldes von der kaiserlichen Agentur ausbezahlt, das ihnen war zugesichert worden, in Wien die zweite. Hier mußten sie kurzen Aufenthalt nehmen, bis ihre Siedlungsangelegenheiten in Ordnung gebracht waren durch die kaiserliche Hofkammer. Beamte nahmen sie in Empfang, im „Passauer Hof“, im „Regensburger Hof“ und anderen Einkehrgasthöfen wurden sie einquartiert, die Stadt wurde ihnen gezeigt und wenn es sich tun ließ, auch

die Kaiserin Maria Theresia oder ihr Sohn, Josef II. So nahmen sie ein wärmeres Gefühl für das schöne Wien mit in die neue Heimat im fernen „Hungarn".

Denn daß das Banat zu Ungarn gehörte, das vergaß man nie. Auch in Wien nicht, und doch schien es länger als ein halbes Jahrhundert, als ob man andere Pläne mit dieser Provinz hätte. Sie wurde streng kaiserlich regiert und deutsch verwaltet. Schon im Jahre 1718 hatte Temeschwar seinen deutschen Magistrat und es galt hier deutsches Städterecht. Aber Maria Theresia hatte sich eine Zusage abschmeicheln lassen und vom Jahre 1780 ab wurde das Banat und die angegliederte Batschka, deren Besiedlung nunmehr als nahezu vollzogen gelten konnte, allmählich wieder mit Ungarn vereinigt, mit Ausnahme der neugeschaffenen Militärgrenze. Die mittelalterliche Komitatsordnung wurde auch im Banat wieder eingeführt, man teilte das Land wieder in drei Verwaltungsbezirke: Temesch, Torontal und Krascho wurden die Komitate des Banats genannt, und an Stelle des einen österreichischen Militärgouverneurs beherrschten das Land nun drei Obergespäne. Sie hatten ihren Sitz in Temeschwar, Groß-Becskerek und Lugosch. Sie achteten die guten Überlieferungen und hinderten die weitere Entwicklung der Kolonie auf keine Weise. Und diese gedieh ganz außerordentlich. Der Wohlstand wuchs und alles ringsum wurde germanisiert — die Herren Obergespäne selber mit inbegriffen. Im ganzen Banat gab es keinen Madjaren. Nur wer einmal über einen der drei Flüsse hinüberkam, hörte die schönen, klangvollen Laute dieser Sprache. Die Festung Temeschwar aber pflegte ihren Zusammenhang mit Wien ganz besonders. Übrigens waren auch Ofen und Pest deutsche Städte. Das Madjarentum wohnte auf einem streng geschlossenen Sprachgebiet in fünf-

undzwanzig Komitaten, sein Hochadel war international geworden, der Kleinadel saß grollend, verbauernd auf seinen Schlössern. Das Türkenjoch war ja durch die kaiserlichen und die deutschen Reichstruppen gänzlich abgeschüttelt worden, aber ein Jahrhundert fast war verstrichen, bis die zweieinhalb Millionen Madjaren, die nach der Zeit der unseligen Bürgerkriege und der hundertfünfzigjährigen türkischen Herrschaft noch vorhanden waren, sich wieder wirtschaftlich und moralisch gekräftigt hatten. Und Mitte der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts zählte man wieder 3358000 Madjaren. Das Deutschtum wurde damals in ganz Ungarn auf etwas mehr als eine halbe Million geschätzt. Noch war die sächsische Kolonie in Siebenbürgen neben den westungarischen Komitaten Ödenburg, Eisenburg, Wieselburg, Preßburg die stärkste deutsche Gesamtheit. Das Banat hatte noch keine eigene Physiognomie. Daß dort die „Schwaben" die Dukaten als Westenknöpfe trugen, war aber schon sprichwörtlich. Das Banat war aus einer versumpften und verseuchten Wildnis durch deutschen Fleiß die reiche „Kornkammer" Ungarns geworden.

Eine neue Welt war da erstanden. Auf uralte Siedlungen mit unerklärlichen Namen, die ausgestorben waren, wurden die frischen Reiser gepfropft, und zahlreiche neue Dörfer und Städte entstanden, die dynastische Anklänge in ihren Namen haben. Auch in die Siedlungen der Bulgaren (Vinga, Kikinda), der Franzosen (Charleville, Lovrin, Sankt Hubert, Solteur), der Italiener (Mercydorf), der Spanier (Neu-Barcelona, heute Groß-Becskerek) rücken Deutsche ein. Dörfer, wie Csatad, (Lenaus Geburtsort!), Perjamosch, Facset, Bogarosch, Rekasch, Uipécs, Gyertyamosch u. a. sind urschwäbische Niederlassungen geworden. Daneben entstehen Hatzfeld, Sackelhausen, Engelsbrunn, Schöndorf,

Traunau, Heufeld, Marienfeld, Albrechtsflor, Blumenthal, Segenthau, Guttenbrunn, Neudorf, Wiesenhaid, Kreuzstetten, Liechtenwald, Neuhof, Klein-Altringen, Charlottenburg, Königshof, Greifenthal, Triebswetter, Gottlob, Ostern, Mastort, Bilet, Neu-Arad, Jahrmarkt, Bruckenau, Apatin, Werschetz, Weißkirchen, Detta, Jaderlach, Freidorf, Franzfeld, Kathreinfeld, Karlsdorf, Oravicza, Schowee und fünfzig andere Dörfer, die in ihrer Gesamtheit heute eine schwäbische Bevölkerung von beiläufig 600000 Seelen besitzen. Dazwischen eingestreut sind auch ältere rumänische und serbische Niederlassungen, da und dort ist auch noch eine letzte Spur von Bulgaren zu finden, aber die Italiener, Spanier und Franzosen sind völlig verschwunden, und ihre letzten Reste gingen unter im schwäbischen Element. So stammte z. B. noch der greise Bischof Bonaz in Temeschwar, der vor etwa zwanzig Jahren starb, von durchaus französischen Eltern aus dem lothringischen Dorfe Triebswetter im Banat. Heute ist auch dieses Dorf ganz schwäbisch. Und aus der blühenden Volkskraft dieser deutschen Siedlungen entstanden Tochtergemeinden jenseits der Donau, in Syrmien und Slawonien — in Bosnien. Als man den Weg nach Amerika noch nicht gefunden hatte, gab man seinen Überschuß an Slawonien ab und so blüht heute auch dort eine schwäbische Welt von mehr als 150000 Seelen. Semlin, Franzthal, Ruma, India, Neu-Pazua und viele andere große, wohlhabende Schwabengemeinden sind aus dem Banat und der Batschka besiedelt worden. Sie gehören zum kroatischen Königreich, sind aber doch in mittelbarem Zusammenhang mit den Schwaben der Batschka und des Banats geblieben und bilden mit der sogenannten Schwäbischen Türkei (den Komitaten Baranya und Tolnau) zusammen jene große südungarische Schwaben-

kolonie, die man insgesamt auf eine Million Seelen veranschlagen darf.

Der Staat, das heißt der Kaiser, besiedelte zuerst das Banat, dann die Batschka mit Deutschen. Die Bischöfe, die mit großen Gütern bedachten Feldherren und viele Adelsgeschlechter aber besiedelten zum Teil schon früher als der Kaiser ihre Ländereien ebenfalls mit Schwaben. In all dieser Siedlungsarbeit fehlte der einheitliche Zug, fehlte ein leitender Gedanke. Nur Graf Mercy im Banat hatte einen solchen. Er ließ zwischen je zwei deutschen Gemeinden immer eine andersprachige bestehen, die aufgezehrt werden sollte. Sie wurde aber nur wirtschaftlich aufgezehrt, denn eine Rassenmischung gingen die deutschen Bauern niemals ein. Der Mercysche Plan der sprachlichen Eindeutschung gelang zum Teil, der der Auffaugung konnte nicht gelingen, es blieben die verschiedenen Völker nebeneinander bestehen. Man hat Beispiele, daß sich selbst in gemischtsprachigen dörflichen Gemeinden keine Annäherung vollzog. So kennt man ein Beispiel aus der Schwäbischen Türkei. In einer Gemeinde ist die rechte Seite der Hauptgasse seit zweihundert Jahren mit Deutschen, die linke mit Madjaren besiedelt worden. Das blieb so bis auf den heutigen Tag. Umso schroffer blieb das dort, wo ähnliche Siedlungen mit Walachen, Serben oder Slowaken stattfanden. Diese Anderen wurden da und dort ausgekauft und wanderten fort, eine Rassenmischung gab es nicht. Der „Schwob", den man ob seiner ungeheuren Arbeitsamkeit zuerst als einen lästigen Nachbar empfand, über den man sich lustig machte, erwies sich nicht nur als gefährlicher Mitbewerber, er war auch von einer angeborenen Rassenkeuschheit, die jede Annäherung ablehnte.

Und ist er denn ein Schwabe, dieser „Schwob"? Er

war es nicht durchwegs, aber er wurde es. Die süddeutsche Mundart war so ziemlich allen gemeinsam und das Schwäbische gewann in dem Gemisch der verschiedensten deutschen Stämme allmählich die Herrschaft. Man schwäbelte in jedem Dorfe anders, aber man schwäbelte. Die Trachten waren anfangs verschieden und sind es noch heute, aber sie näherten sich einander doch, denn man sah sich auf Wallfahrten, Kirchtagen und den städtischen Märkten und schliff sich aneinander ab. Die deutschen Schützenkorps der einzelnen großen Dörfer waren bald gleichmäßig gekleidet, sie hielten den rein schwäbischen Typus jahrzehntelang obenauf. In dunkelblaues, fast schwarzes Tuch gekleidet, mit hohen, glänzenden Röhrenstiefeln und einem mächtigen, breiten Filzhut schritten sie gar stattlich einher. Die „Pekesche" war nicht verschnürt, sondern einfach übereinander geknöpft, die Stiefelröhren waren oben nicht geschweift, nicht mit Borten und einer Rosette besetzt, wie bei den Madjaren. Und die Weiber gingen zwar in starrender Seide einher, aber in Schnitt und Farben durchaus bäuerlich, wie im Schwarzwald. Der beliebteste und verbreitetste Mädchenname aber war Bärbl. Wenn diese Schwäbinnen aufs Feld zogen zur Arbeit, trugen sie oft Wasserkrüge und andere Nutzgefäße mit sich, die ganz und gar nicht zu ihren derben Holzschnittfiguren paßten, denn sie waren antiken Charakters und überaus stilvoll in ihren Formen und Farben. Das uralte Töpfergewerbe war in diesem weltgeschichtlich bewegten Lande auf ein Nomadenvolk von Zigeunern übergegangen, die — wie schon gesagt wurde — bis auf unsere Tage die überlieferten Formen aus dem römischen Dacien lebendig erhielten.

Überaus reich und mannigfaltig ist das Leben der südungarischen Schwaben in ihren Sitten und Bräuchen,

Liedern und Tänzen und Festen. Man findet auf dem Raume dieser rund um das Banat lagernden Siedlungen eine Musterkarte so ziemlich aller süddeutschen Volksbräuche aus der alten Heimat wieder und man wird sie besser erhalten und echter vorfinden als im Deutschen Reiche selber, denn hier hat sich wenig geändert, die Entwicklung blieb vielfach dort stehen, wo sie bei der erfolgten Auswanderung einst stand. Die Freunde der deutschen Volkskunde könnten in diesen deutschen Siedlungen manches finden, das ihres Studiums wert wäre und für die deutschen Sprachforscher dürfte es eine lohnende Aufgabe sein, den Mundarten nachzugehen, die da gesprochen werden und die sich zum Teil gewandelt und vermengt haben dürften. Es kamen in dem fremden Lande, das andere Lebensbedingungen bot und andere Arbeitsgebiete erschloß, hundert neue Begriffe hinzu, die mundartlich ausgeprägt sein wollten. Die Anlage eines Wörterbuches der Schwaben in Ungarn wird eine wissenschaftliche Aufgabe der nächsten Zukunft sein und sie müßte geleistet werden, ehe die Verheerung sich kund gibt, die durch eine fünfzigjährige Madjarisierung schon angerichtet wurde.

Die Schwaben haben in ihrem Heißhunger nach „Feld und Geld" die Pflichten gegen sich selbst nie vergessen, sie lebten in ihrem bäuerlichen deutschen Kulturelemente still weiter und es war ganz selbstverständlich, daß sie gute Dorfschulen hatten, daß ihre Söhne vom Militär als Unteroffiziere heimkehrten und daß die Überzähligen studierten und „herrisch" wurden oder ein Gewerbe erlernten, denn der Handwerkerstand genoß von jeher das beste Ansehen unter ihnen. Und gute „Ungarn" waren sie ebenso selbstverständlich, sie gaben dem Staat und dem Kaiser, was ihnen gebührte. Von den nationalen Bestrebungen der Madjaren hörten sie nur in den Städten, die lagen ihnen ganz fern.

Und das Jahr 1848 überrumpelte sie völlig, sie wußten nicht, wohin sie gehörten, ob zu den Kaiserlichen oder den Revolutionären. Sie verhielten sich neutral und wurden von beiden Seiten gründlich ausgenützt. Ihre Söhne standen beim Kaiser und ihre hunderttausend Gespanne dienten bald da und bald dort. Sie schafften die vor Temeschwar endgültig geschlagene ungarische Honvedarmee über die Marosch zum Hauptheer des Görgei, der sich aber nicht mehr behaupten konnte. Die Kaiserlichen unter Haynau rückten an, auch Jellačič war mit den Südslaven unterwegs und von Siebenbürgen her kam das Hilfsheer der Russen. Und diesen ergab sich Görgei kampflos. Damit verletzte er den Sieger Haynau tötlich. Und man empfand den Stachel dieser Handlungsweise auch in Wien.

Der Niederbruch der Revolution brachte dem Banat und der Batschka eine große Überraschung, es wurde neuerlich von Ungarn getrennt und mit einem Teil Slawoniens als eine serbische „Wojwodina" verwaltet. (Der offizielle Titel der neuen Provinz hieß: „Serbische Wojwodschaft und Temescher Banat".) Man fühlte sich eben in Wien den Südslaven so sehr zu Dank verpflichtet für ihre Mithilfe gegen die Madjaren! Die den Serben gewährte Selbstverwaltung weckte die Gelüste aller anderen Völker und die Rumänen und Slowaken forderten alsbald dasselbe. Auch die Schwaben meldeten sich, sie verlangten vom Kaiser ein Oberhaupt, einen „deutschen Grafen", so wie die Sachsen in Siebenbürgen einen hatten, der über der Pflege ihres nationalen Lebens zu wachen hätte. Diese denkwürdige Urkunde war von den Vertretern zahlreicher deutscher Gemeinden unterzeichnet und sie ist von mir zuerst veröffentlicht worden. (Sie wurde auch in dieses Buch aufgenommen.) Die Wojwodina wurde schon nach zehn Jahren wieder auf-

gelöst, alle Wünsche der Nationalisten blieben unerfüllt, die der Deutschen aber erfüllten sich von selbst, denn es störte niemand ihre Entwicklung, es blieb alles so deutsch wie es war und die Zeit von der Revolution bis 1867 war eine der glücklichsten für das südliche Ungarn. Temeschwar wurde wieder der Sitz eines Regierungspräsidenten aus Wien und eines militärischen Gouverneurs. Die Stadt, die ursprünglich einen starken serbischen Einschlag hatte, wurde nun ein deutsches „Klein-Wien", sie blühte neu auf. Sie war keine Garnisonsstadt, die nur um ihrer militärischen Bedeutung willen gedieh, nein, Temeschwar wurde immer mehr ein Verkehrs- und Handelsmittelpunkt. Es herrschte reges Leben, große Vorstädte gliederten sich außerhalb der Wälle an, es wurde in allen Zungen geredet, nur Madjarisch hörte man selten oder gar nicht sprechen. Die Stadt war deutsch. Verkehr hatte sie mit Serben, Rumänen, Bulgaren, Montenegrinern und andern Völkern. Und im Bischofspalast residierte damals der schon genannte geistliche Oberhirte französischer Abstammung, der Bischof Bonaz, der in dem lothringischen Dorfe Triebswetter im Banat geboren war.

In dieser Zeit des Aufschwunges dehnten und reckten sich die Schwaben allerorten und gewannen an Boden. Im Jahre 1780 gab es im Banat bloß dreißig Dörfer mit ausschließlich deutscher Bevölkerung, 1870 aber gab es schon hundert. Davon sind bloß zwanzig Dörfer neu, fünfzig sind von den Anderssprachigen erobert worden. Die überwiegende Mehrheit besitzen die Schwaben in dreißig Ortschaften und in siebzig bilden sie eine starke Minderheit, die unablässig an Ausdehnung zunimmt. Trotzdem ist die heutige Karte des Banats nur um weniges verschieden von der ersten, die Griselin im Jahre 1780 mitgeteilt hat. Die Deutschen haben es in den meisten Fällen vorgezogen, nur den Besitz

der benachbarten rumänischen oder serbischen Ortschaften zu kaufen oder zu pachten, aber in ihren eigenen Dörfern seßhaft zu bleiben. Und es entstanden auf solche Art zahlreiche deutsche Bauerndörfer mit vier- bis fünftausend Einwohnern und ebensovielen Fuhrwerken. Einzelne Orte, die noch immer keine Städte sind, haben sogar zehntausend Einwohner.

Auf diese blühende Welt deutschen Lebens, die in Temesvar, Werschetz, Ung.-Weißkirchen, Neusatz, Pancsova, Apatin, Hatzfeld, in Fünfkirchen und anderen Städten und Großgemeinden ihre Sammelpunkte hatte, fiel nach 1867 ein Reif. Der Kaiser hatte sich nach Königgrätz mit den Madjaren „versöhnt", er ließ sich zum König von Ungarn krönen und umgab sich mit einem madjarischen Ministerium. Schritt für Schritt wurde von da ab in ganz Ungarn der deutschen Kultur entgegen gearbeitet. Ein halbes Jahrhundert dauert diese Gegenwirkung nun an und da ihr alle Machtmittel des Staates zu Gebote standen, so war ihr Erfolg ein ungeahnt großer.

Es ist hier nicht der Ort für politische Auseinandersetzungen über das schwierige ungarische Problem, darum seien nur ein paar Tatsachen festgestellt.

Mit höchster Achtung darf man jener großen ungarischen Patrioten gedenken, die das Nationalitätengesetz geschaffen haben. Nachdem Ungarn seine staatliche Selbständigkeit im Jahre 1867 durch den „Ausgleich" mit Österreich wieder erlangt hatte, schufen Deak, Andrassy, Eötvös und andere leitende Männer ein Jahr später ein Gesetz, welches alle im Reiche der Stephanskrone wohnenden zwölf Nationalitäten so sehr befriedigen sollte, daß sie in ihrer Einverleibung in die „unteilbare politische ungarische Nation" keine Gefährdung ihres Volkstums erblicken konnten. Diese

weisen Staatsmänner sagten sich, daß nur zufriedene Völkerstämme in alle Zukunft mit den Madjaren gehen werden. Man schuf den Begriff der unteilbaren „politischen Nation", und alle Bewohner des Landes sollten „Ungarn" in diesem Sinne sein. Den Nationalitäten aber räumte man alle Rechte einer freien selbständigen Entwicklung ein. Sie sollten überall dort, wo sie in der Mehrheit beisammen wohnen, ihre Sprache in Amt und Schule offiziell gebrauchen dürfen. Und selbst dort, wo eine Nationalität nur ein Fünftel in der Gemeinde bildet, hat sie das Recht, zu fordern, daß die Verhandlungen und die Protokolle auch in ihrer Sprache geführt werden. Vor Gericht kann nach jenem Gesetz jeder in seiner Muttersprache sein Recht suchen, jeder behördliche Bescheid muß ihr auch in dieser Sprache übermittelt werden, und „jeder Beamte ist verpflichtet, in seinem Verkehr mit den Gemeindebewohnern deren Sprache zu gebrauchen". Das waren goldene Worte, weise Absichten.

Aber sie sind nie erfüllt worden. Man hat zuerst sämtliche Hoch- und Mittelschulen Ungarns, dann auch die Volksschulen der Deutschen madjarisiert. Alle deutschen Ortsnamen sind in madjarische verwandelt worden, auch die lieben Namen der Banater Siedlungen existieren auf keiner Karte und in keinem Ortsverzeichnis mehr. Das hundertjährige deutsche Theater wurde überall ausgerottet. Keine amtliche Urkunde wird anders als magyarisch ausgefertigt, kein Gericht verhandelt anders, keine Aufschrift ist im ganzen Lande mehr deutsch, nur an die Kasernen konnte man nicht heran, die stehen heute wie in Feindesland da mit ihren schwarz-gelben Farben und ihren deutschen Aufschriften. Die Protokollsprache aller Gemeinden ist die madjarische. Gegen Recht und Gesetz ist tausendfältig gehandelt worden und niemand hat dem Einhalt getan.

Und so ist denn überall ein Bruch in das deutsche Leben gekommen, namentlich in das der Intelligenz, und es wuchsen Geschlechter heran, die sich nicht mehr als Deutsche fühlen, wenn sie auch noch deutsch sprechen. Man schöpft seit fünf Jahrzehnten die Intelligenz der Deutschen ab für das Madjarentum: Dieses unfruchtbare „Staatsvolk" vermehrt sich dem Scheine nach mehr als jedes andere. Es will heute zehn Millionen zählen, kann aber bestenfalls bloß sieben Millionen stark sein.

Doch es fehlt auch an der Gegenbewegung nicht. Der Kern des Schwabenvolkes, der im Dorfe wurzelt, ist noch unbeschädigt und aus seinen studierenden Söhnen geht nach einigen verlorenen Generationen langsam wieder ein deutschbewußtes Geschlecht hervor. Auch haben die Schwaben heute ihre besondere schöngeistige Literatur, sie zählen ernsthafte Historiker zu ihren Söhnen und zu ihren Freunden, sie werden nicht untergehen in dem großen Völkerbrei des ungarischen Staates. Man hat in Ofen-Pest ein bißchen zu früh das Halali geblasen für die Schwaben. Schon am 21. Juli 1883 schrieb ein Regierungsblatt in Pest (der „Nemzet") einen Leitartikel über das Deutschtum in Ungarn, der wie ein Sterbegeläute klang. Um seiner statistischen Feststellungen willen sei er hier im Auszug zitiert. Er ist ein Meisterstück von Schönfärberei und ungewollter Selbstbeleuchtung:

„Das ungarländische Deutschtum ist keine Nationalität. Seine Sprache ist noch überwiegend deutsch, aber sein Herz madjarisch. Nicht eine einzige Nervenfaser knüpft es an sein altes Vaterland. Es ist nicht nur mit seinem materiellen, sondern auch mit seinem geistigen Organismus in den magyarischen Boden hineingewachsen. Es ist Fleisch und Blut von der magyarischen Nation" usw. usw. Und das Blatt

stellte ziffernmäßige Behauptungen über die Fortschritte der Städtemagyarisierung auf, die noch heute von höchstem Interesse sind: „Ofen hatte in den zwanziger Jahren 25000 Einwohner; mit Ausnahme von ein paar hundert Madjaren und 1000 Serben lauter Deutsche; Pest hatte 62000 Einwohner; mit Ausnahme von ein paar tausend ebenfalls Deutsche. Die letzte Volkszählung (1881) aber hat in Ofen-Pest 198000 Madjaren und nur 119000 Deutsche ergeben. Unter den 12000 Einwohnern Ödenburgs waren vor fünfzig Jahren kaum ein paar hundert Magyaren, gegenwärtig sind unter 23000 Einwohnern 5000 Madjaren. Raab war noch in den dreißiger Jahren zum großen Teil deutsch, heute ist es eine rein madjarische Stadt. Auch Preßburg hat es jetzt schon zu achthalbtausend Madjaren gebracht neben 30000 Deutschen. In Neusatz wohnten vor einem halben Jahrhundert nur Deutsche und Serben, heute hat die madjarische Einwohnerschaft die deutsche überflügelt. In Temesvar kann heute das Madjarentum auf 7000 Köpfe neben 18000 Deutschen veranschlagt werden, vor einem halben Jahrhundert war dort kaum ein Madjare".

Der leitende Gedanke des Artikels ist: der Deutsche „assimiliert" sich, er geht allmählich auf im Madjarentum. Seit dieser Feststellung sind mehr als dreißig Jahre vergangen, aber wir leben noch und das ganze deutsche Volk hat heute mehr Kenntnis von unserem Dasein als damals.*) Das Deutschtum im Banat, in der Batschka, in Slavonien und in der Schwäbischen Türkei bildet heute für uns eine große völkische Einheit. Diese Million Schwaben wird man leben lassen müssen.

*) Siehe des Verfassers Roman: „Die Glocken der Heimat." (Leipzig, L. Staackmanns Verlag.) 15. Tausend.

Aus dieser grandiosen Siedlung heraus, einem Werke altösterreichischer Kulturarbeit, kommen neuestens immer mehr Ortsgeschichten und lokale Zeugnisse einer fast zweihundertjährigen Entwicklung. Es ist rührend, diese historischen Dilettantenarbeiten von Dorfpfarrern und ungenannten Helfern zu lesen. Sie schürfen tapfer aus ihrem Erdreich, was noch zu finden ist, und öffnen manche alte Bauerntruhe; auch manches Gemeindearchiv hat sich erhalten, die Pfarr- und die Grundbücher und nicht zuletzt die Aktenbestände des Hofkriegsrates im Wiener Kriegsarchiv werden zu Rate gezogen. Von überall her fließt ungeordnetes, aber hochinteressantes Material. Man kann die Geschichte der Gemeinde Franzfeld, die Monographie der Gemeinde Gyertyamosch, die Monographie der viel jüngeren Gemeinde Rudolfsgnad und die Geschichte der evangelischen Gemeinde Liebling, so dürftig die letztere ist, geradezu als Quellenwerke für den künftigen Geschichtsschreiber des Banats bezeichnen. Man findet in den Tabellen dieser einzelnen Geschichtswerke alle Namen der ersten Ansiedler verzeichnet und bei vielen auch ihre Herkunft, die alten „Gewährs-Scheine" und „Ritt-Büchel", die den Kolonisten ausgefolgt wurden, tauchen wieder auf und werden im Wortlaut abgedruckt, man erfährt die damaligen Preise von Feldern und Getreide, Vieh und Gebrauchsgegenständen und lernt das ganze System der Besiedlung genau kennen. Auch die Lasten von einst und jetzt, die der Bauer trägt. In der Gyertyamoscher Monographie z. B. ist das Anschwellen der Grundsteuern von 1797 bis 1900 tabellarisch durchgeführt. (Leider ohne die nötige Aufklärung über den Wert des Guldens von einst und jetzt.) Vom Jahre 1707 bis 1380 zahlte eine Session Feld immer gleichmäßig 11 fl. 57 kr. Grundsteuer. Um 1847 schon 17 fl., 1851 30 fl., 1855 53 fl.,

1857 73 fl., 1863 101 fl., 1884 148 fl. und 1900 180 fl. Daß im Jahre 1784 ein Pferd nur 20 fl. kostete und ein Metzen Brotfrucht 1 fl. 20 kr., daß der Staat dem Kolonisten um 155 fl. ein Bauernhaus hinstellte und ihm um 3 fl. einen Brunnen graben ließ, das steht jenem ersten Steuersatz sehr lehrreich gegenüber.

Die Franzfelder gaben in ihrer Ortsgeschichte eine hundertjährige Übersicht der Volksbewegung in ihrer Gemeinde, die sehr lehrreich ist. Da galten Kinder noch als ein Segen des Hauses! Und man begreift, daß aus 100000 ursprünglich angesiedelten Schwaben mehr als eine Million geworden sind, obwohl ungezählte Tausende ihrer Söhne in die Welt hinauszogen, namentlich in die neue. Auch die ortsüblichen Sitten und Gebräuche, Sprichwörter und Volkslieder werden in den einzelnen Monographien mitgeteilt, und man findet da uraltes deutsches Volksgut.

Es ist eine erfreuliche geistige Regsamkeit in diesen deutschen Bauern wahrzunehmen, die keine eigentliche Volkseinheit bilden, weil ihre Abstammung zu verschieden ist; aber sobald sie sich durch eine gemeinsame Geschichte verbunden fühlen, sind sie auf dem Wege, eine Einheit zu werden.

Nein, das ungarische Schwabentum steht nicht am Ende seiner Entwicklung, wie die „Nemzet"-Leute Anno 1883 glaubten, sondern am Beginne derselben.

Ein Dokument der Banater Schwaben.

Im Temescher Banat fiel die eigentliche Entscheidung über die ungarische Revolution. Der kaiserliche General Haynau, über dessen menschlich unerfreulichen Eigenschaften die Nachwelt nur einer Meinung ist, hat durch seine schneidige, kraftvolle soldatische Führung die Vereinigung der beiden Revolutionsheere verhindert und das eine derselben bei Temeschwar am 9. August 1849 aufs Haupt geschlagen. Görgei, der mit etwa dreißigtausend Mann jenseits der Marosch, bei Vilagosch, stand, harrte vergeblich auf das zweite ungarische Heer, es war vor Temeschwar vernichtet worden und hatte sich aufgelöst. Und an seiner Stelle näherte sich Haynau, der Sieger, von dessen grausamer Härte das Land schon voll war. Von Siebenbürgen her aber kamen die Russen unter Paskiewitsch. Von Kroatien war Jellačič im Anmarsch.

So eingekeilt, ergab sich Görgei am 13. August 1849 mit seinem Heere. Aber nicht dem Haynau, nicht den Österreichern ergab er sich, sondern den Russen. Damit traf er Haynaus Ehrgeiz auf das empfindlichste und beschwor großes Unglück über die Häupter seiner Mitkämpfer herauf. Wer weiß, ob die dreizehn ungarischen Generale gehängt worden wären, wenn Görgei anders gehandelt hätte. Seine Kapitulation vor den Russen, die übrigens auf dem Beschluß eines Kriegsrates beruhte, der bei Vilagosch abgehalten wurde, war von unabsehbarer Tragweite. Paskiewitsch richtete sein bekanntes Triumphtelegramm an den Czaren: „Ungarn liegt zu Füßen Eurer Majestät“, und erst über Petersburg erhielt Kaiser Franz Joseph die Kunde von der Unterwerfung des Revolutionsheeres. Aus zweiter Hand empfing man in Wien die eigene Provinz wieder. Und

gleichzeitig erbat sich der Czar die Begnadigung Görgeis. Der russische Thronfolger und Paskiewitsch aber setzten sich auch für Görgeis Generale ein. Dem Czaren konnte seine Fürbitte nicht abgeschlagen werden, aber alle anderen Einmischungen wurden abgewiesen. Der Versuch der Russen, sich die besiegten Madjaren zu verpflichten und sich vor ihnen als die milderen Herren aufzuspielen, weckte Erbitterung in der kaiserlichen Armee und peinlichstes Mißtrauen in Wien. Tief bereute man, die Russen zu Hilfe gerufen zu haben, da Haynau und Jellačič zuletzt ein solches Machtaufgebot entfalten konnten, daß sie allein fertig geworden wären mit der ungarischen Revolution.

Doch für Reue war kein Raum, es mußte in Ungarn Ordnung gemacht werden.

Eine ganze Fülle von staatlichen Experimenten machte sich alsbald breit. Namentlich die Südslaven, die Kroaten und Serben, präsentierten dem Wiener Hofe eine fette Rechnung für ihre Mithilfe gegen die Madjaren. Diese Mithilfe war allerdings nicht gering und hätte einigen Dank verdient. Der Banus Jellačič war nicht nur der unbedingt zuverlässige kaiserliche General und Heerführer, er war auch der populäre Führer seines Volkes. An ihn glaubte es. Wohin er es stellte, da stand es. Dieser Mann war viel wert für den Kaiser. Aber Jellačič hatte einen Lieblingstraum, der allzu kühn war. Er sah sich schon als Statthalter einer großen südslavischen Provinz, er wollte nicht nur Kroatien und Slavonien, sondern auch Dalmatien und das Banat und die Militärgrenze unter sich haben, ein großes dreieiniges illyrisches Königreich. Der südslavische Vizekönig in Groß-Österreich wollte er als Banus sein. Der Titel Wojwode war sein Ziel. Und er richtete das südliche Ungarn, das er besetzt hielt, einstweilen in seinem Sinne ein.

Das ganze Banat und die Batschka überschwemmte er mit serbischen Beamten. Obwohl die Serben da eine kleine Minderheit waren, sollten die Banater Schwaben in ihrer Hauptstadt Temeschwar, mit Werschetz, Weißkirchen und anderen Städten, sowie ihren mehr als hundert deutschen Gemeinden einfach in das südslavische Staatsgebilde eingeknetet werden. Serbisch war Trumpf.

Die Rumänen, die man damals noch Walachen nannte, hatten durch das Aufgebot eines Landsturmes in Siebenbürgen dem Kaiser ebenfalls große Dienste geleistet gegen die Madjaren. Und sie waren jetzt auch nicht sehr bescheiden in ihren Forderungen. Sie forderten die Schaffung eines großen rumänischen Kronlandes, in das all ihre Brüder in Siebenbürgen, Ungarn, der Bukowina, der Militärgrenze und im Banat aufgenommen werden sollten. Und einen rumänischen Capitano wollten sie an ihre Spitze gestellt sehen als Statthalter des Kaisers.

So waren die Deutschen des Banats und der Batschka in Gefahr, zwischen zwei sich befehdende und einander aufhebende staatliche Experimente zu geraten, weil sie zum Teil mit den Madjaren sympathisiert hatten. Aber schon als General Haynau im Banat einmarschierte, erhielten sie Luft. Der setzte die serbischen Beamten des Banus Jellačič im Banat zum großen Teil ab und führte die frühere deutsche Verwaltung wieder ein. Aber wer weiß, wie lang das dauert, sagten sich die Schwaben. Sie waren ängstlich geworden. Und da sie ihren Wert zu fühlen begannen gegenüber der Bedrängnis durch unkultivierte Völker und sich auch ihres Deutschtums bewußt waren, so hätte es damals nur eines Führers bedurft, um auch sie zu einer Kundgebung, einer Formulierung ihrer Wünsche zu bringen. Aber dieser Führer fehlte. Und es fehlte noch der Gedanke der Volkseinheit

unter den einst aus allen südlichen Gauen des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation Eingewanderten. Diese Schwaben, Franken, Hessen, Alemannen und Bajuvaren waren in der Urheimat in ebensoviele Vaterländer getrennt, warum sollten sie denn hier eine Einheit vorstellen. Und so waren sie ohnmächtig.

Dennoch geschah etwas, von dem wir bis vor einiger Zeit noch nichts wußten. Der rühmlich bekannte Historiker Heinrich Friedjung hat während der Vorarbeiten für seine „Geschichte Österreichs von 1848 bis 1860" in der Registratur des österreichischen Ministeriums des Innern einen Akt aufgestöbert, der einen hellen Lichtstrahl auf die Zustände im Banat und die Gesinnungen und Hoffnungen der Schwaben wirft. Er fand eine von dreizehn wichtigen deutschen Gemeinden des Banats „im Namen aller andern" unterzeichnete Petition an den Kaiser, von der die jüngeren Geschlechter nichts mehr wissen. Und er veröffentlichte auf Seite 422 des ersten Bandes einen kargen Auszug daraus.

Diese Eingabe liegt mir jetzt endlich im Wortlaut vor. Sie ist ein Fund von unschätzbarem Wert für die neuere Geschichte des Banats, eine Urkunde, die die Schwaben hochhalten, auf die sie sich in schweren Zeiten immer berufen sollten. Ich glaube sie in ihrem vollen Wortlaut und mit allen Unterschriften, die sie trägt, hier veröffentlichen zu sollen.

Euer Majestät!

Allergnädigster Kaiser und Herr!

Das höchst segenreiche und völkerbeglückende Wirken Ihro k. k. Majestät der unsterblichen Kaiserin Maria There-

sia glorreichen Andenkens hat vor beinahe einem Jahrhundert in das Temeschwarer Banat und die angrenzenden Bacser und Arader Gespannschaften aus verschiedenen Gegenden des deutschen Reiches Ansiedler berufen, und dieselben in ihren neuen Wohnorten mit wahrhaft kaiserlicher Freigebigkeit versorgt, um deutschen Fleiß und Tätigkeit in das dazumalen verödete, größtenteils durch Sümpfe und Ueberschwemmungen, höchst ungesunde und beinahe ganz entvölkerte Banat zu verpflanzen. Der herrlichste Erfolg krönte das zum Heile der Völker begonnene Unternehmen, deutsche Arbeitslust, mit Ausdauer gepaart, hatte bald selbst die unüberwindlich scheinende Schwierigkeit, und Cultur-Hindernisse beseitigt, hier Kanäle gegraben, um den Sümpfen ihre Seuchen und Fieber erzeugenden faulen Gewässer zu entführen, dort Dämme aufgeworfen, um neuen Ueberschwemmungen vorzubeugen, öde Wüsten in lachende Landschaften, und trocken gelegte Sümpfe in üppige Fruchtfelder umgeschaffen. Zwar erlagen Tausende unserer Väter in dem Kampfe mit den verpestete Düfte aushauchenden Sümpfen, denen sie ihr zugemessenes Stückchen Land mit Aufopferung der Gesundheit, und oft selbst des Lebens abgewinnen mußten, doch war die einst empfangene kaiserliche Huld und Gnade jederzeit der Muth einflößende Stern, dessen Anblick zu neuer Tätigkeit entflammte, bis selbst der Einfluß des feindlich gesinnten Climas überwunden, der Ackerbau zu einer nicht gewöhnlichen Vollkommenheit sich emporschwang — Banat zur Kornkammer des Landes, zur Perle des ungarischen Reiches, und zu einem der gesegnetesten Landstriche der österreichischen Monarchie geworden.

Daß bei so bewirkten Fortschritten materiellen Wohlstandes, die deutschen Bewohner des Banats auch in ihrer geistigen Bildung neben anderen Nationen nicht zurück-

blieben, beweisen ihre besser eingerichteten und reichlicher dotirten Schulen, ferner, daß die Steuern im Lande nirgends pünktlicher entrichtet, die öffentlichen Lasten nirgends williger getragen, dagegen gröbere Verbrechen nirgends seltener vorkommen, als in den deutschen Gemeinden Banats. Diese in tiefster Untertänigkeit erwähnte Thatsachen, welche kein Verdienst, sondern bloß das Ergebnis treuer Erfüllung aufhabender Unterthanspflichten sind, können uns nie verleiten, vor anderen uns umwohnenden Völkerstämmen einen Vorzug beanspruchen zu dürfen, wohl aber verpflichten sie uns, jede andere Nationalität zu achten und zu ehren; nur den kleinen Ruhm, daß die auf die Ansiedlung unserer Väter von Seite des k. k. Aerars verwendeten Kosten nicht nutzlos verausgabt waren, und daß wir nicht ganz unnütze Glieder in der großen Völkerkette der österreichischen Monarchie sind, wagen wir mit demuthsvoller Unterthänigkeit zu beanspruchen.

In Frieden und bester Eintracht mit allen Völkerstämmen, durchlebten wir unbekümmert um Weltereignisse und Regierungsformen, mit unserer Lage völlig zufrieden beinahe ein Seculum, — Arbeit nur war unser Element, das Stückchen Feld, das wir bebauten, unsere Welt, das einzige Ziel, nach welchem wir gemeinschaftlich strebten, war: Fleißige Bauern und treugehorsame Unterthanen zu sein. — So kam das verhängnisvolle Jahr 1848, wo der laute Ruf nach Gleichberechtigung aller Nationalitäten auch uns aus dem Schlummer politischer Unthätigkeit erweckte, und uns nun erst wahrnehmen ließ, daß es für uns, als Stammverwandte der großen deutschen Nation sehr drückend und betrübend sei, sehen zu müssen, wie der deutsche Volksstamm, welcher im ganzen Ungarlande zerstreut Millionen — hier aber in dieser Gegend an engbei-

sammen Wohnende dritthalbhunderttausend Köpfe zählet, nicht mit den übrigen als gleichberechtigte Nation sondern bloß als eine schutzlose Waise im Hause einer anderen Nationalitäts-Fraktion betrachtet werde. Anfangs glaubten wir den Drang nach Gleichberechtigung mit den übrigen Nationen und Mitbewohnern unseres Vaterlandes in unserer Brust verbergen zu müssen, denn nicht konnten, nicht durften wir die unheilvollen Wirren jener Zeit noch vermehren — später aber gewährte uns die, von Euer Majestät allen getreuen Unterthanen, der einigen, großen, und untheilbaren Oesterreichischen Monarchie, allergnädigst verliehene Reichsverfassung weit mehr Rechte, als wir bei dem kühnsten Fluge unserer Hoffnungen wünschen konnten — und erst als die ruhmgekrönten Truppen Euer Majestät die lodernde Fackel des unheilvollsten Bürgerkrieges auslöschten, und wir unter den schützenden Fittigen des Friedensengels uns zu erholen, der verlangten Gnaden und Rechte zu erfreuen begannen, als die heißesten Dankgefühle zum Throne Eurer geheiligten Majestät als unseren allergnädigsten Retter und Beglücker aus der Tiefe aller Herzen emporstiegen, da wurde uns bekannt, daß die in Ungarn (Banate) wohnenden Serben, noch immer die Errichtung einer eigenen Woiwodschaft — worin Geschäftssprache, Religion, und alle bürgerlichen Einrichtungen den Typus ihrer Nationalität tragen sollen, eifrigst wünschen, und alles aufbieten, um diesen ihren Wunsch verwirklicht zu sehen. Wenig würde uns solches Begehren kümmern, wenn nicht eben wir, die Torontaler, Bacser und ein Theil der im Temescher Comitat wohnenden Deutschen einen integrierenden Theil dieser Woiwodschaft ausmachen sollten. Kaum befreit von dem Drucke einer anderen Nationalität, kaum die Süßigkeit kostend, unsere Muttersprache auch

in öffentlichen Geschäften gebrauchen zu dürfen, sollen wir, der zahlreichere, in Sprache und Abstammung dem Erlauchten Kaiserhause verwandte Stamm, den minder zahlreichen, als Anhängsel zugegeben werden? — Dieß ist es, Euer Majestät! was uns betrübt, und was uns bewog dieses unser unterthänigstes Bittgesuch Euer geheiligten Majestät kniefällig zu unterbreiten. Wir wünschen nichts sehnlicher, als unter dem unmittelbaren Schutze Euer Majestät, Glieder der großen österreichischen Monarchie zu sein; doch sollte es Euer Majestät gefallen, den Serben zur Wahrung ihrer Nationalität einen Woiwoden, den Romänen einen Capitain, den Slovenen (Slowaken) Oberungarns ein eigenes Oberhaupt zu geben; so wagen auch wir demüthigst Gefertigte im Namen Aller deutschen Gemeinden kniefällig zu bitten: Allerhöchstdieselben möge auch uns, etwa unter dem Namen eines deutschen Grafen, nach dem Vorbilde des Sachsen-Grafen in Siebenbürgen, ein unmittelbares Oberhaupt einzusetzen geruhen. Nicht der Wunsch nach nationaler Selbständigkeit, nicht seperatistische Tendenzen sind es, die uns diese unsere unterthänigste Bitte abdrangen. Nochmals wiederholen wir es: wir wollen Unterthanen eines großen Staates sein, in dem es nicht Ungarn, nicht Böhmen, nicht Polen oder Serben, in dem es nur glückliche, auf ihre allgemeine Nationalität stolze Oesterreicher gäbe, und nur in dem Falle, als die Nationalität jedes einzelnen Volks-Stammes consolidirt würde, bitten wir um Allergnädigste Berücksichtigung auch der Unsrigen. Auch wir mögen uns dann des Glückes erfreuen, ein unmittelbares Oberhaupt zu haben, unter dessen Schutz unsere Angelegenheiten, Gerichtspflege und öffentliche Verwaltung in deutscher

Sprache und nach deutscher Sitte behandelt, gepflogen und geleitet werde.

Die wir in tiefster Demuth ersterben.

Euer geheiligten Majestät

allerunterthänigste treugehorsamste Unterthanen

Mathias Walzer, Richter, Mathias Ballauer, Geschworner, Johann Resner, Geschworner, aus Gyertyamos. Paul Michel, Richter, Johann Spiller, Geschworner, aus Groß Jécsa. Mathias Hauslatner, Markt-Richter, Karl Petri, Bürger-Meister, Peter Heinz, Geschworner, aus Hatzfeld. Nikolaus Neurohr, Richter, Anton Taugner, Geschworner, aus Grabácz. Martin Mayer, Richter, Johann Ring, Geschworner, aus Lovrin. Peter Laut, Richter, Adam Engrich, Geschworner, aus Billet. Johann Kluch, Richter, Nikolaus Eberhard, Geschworner, aus Nakofalva. Joseph Mayer, Richter, Johann Ehardt, Geschworner, Johann Burjan, Geschworner, aus Klein-Jecsa. Adam Anton, Markt-Richter, Georg Mehrle, Geschworner, Johann Mühlberger, Geschworner, aus Csatád. Peter Schütz, Richter, Joseph Volk, Geschworner, Joseph Mangol, Geschworner, aus Bogarosch. Johann Lego, Richter, Georg Weiß, Geschworner, aus Gottlob. Peter Thierjung, Richter, Johann Laub, Geschworner, aus Sándorhaza. Peter Schneider, Richter, Franz Herman, Geschworner, aus Ostern.

Bogarosch, am 2ten Oktober 1849.

Das ist ein Dokument deutscher Treue, deutscher Biederkeit und Kraft. Hervorgegangen ist es aus dem Torontaler Komitat, einem Mittelpunkt blühenden deutschen Lebens.

Dieser Ruf nach Selbstverwaltung, nach einem Statthalter, einem deutschen Grafen nach dem Vorbild des Sachsengrafen in Siebenbürgen, hat für den Kenner des Landes etwas Ergreifendes. Es ist der erste, elementare Aufschrei des Banater Schwabentums als Volkseinheit. Leider hat man ihn nicht erhört. Während dieses Krieges wurde das zweite Jahrhundert voll seit der ersten Besiedlung des Landes mit Deutschen, aber ihre Stellung ist noch immer ungeklärt, sie sind noch immer allen erdenklichen Vergewaltigungen ausgesetzt und werden wohl noch lange warten müssen auf ihren deutschen Grafen, der sie nach deutscher Sitte behandelt, pflegt und leitet, so wie ihre Väter es Anno 1849 forderten. Aber schon die Tatsache, daß diese Forderung damals in einer so würdigen Form erhoben wurde, darf fortan als ein historischer Besitz des Schwabentums gelten.

Es erübrigt noch, festzustellen, was nach der ungarischen Revolution geschah und was aus all den Hoffnungen, Wünschen und staatlichen Plänen geworden ist. Der südslavische Traum Jellačič' wurde in Wien kühl behandelt. Ihn selbst überhäufte man mit Ehren und Würden, aber sein illyrisches Reich mußte er aufgeben. Der Kaiser jedoch nahm, die Südslaven theoretisch zu ehren, den Titel eines Großwojwoden von Serbien an. Und der Form halber wurde eine Wojwodina geschaffen, eine Provinz, zu der das Komitat Bacs-Bodrog und die Bezirke Jlok und Ruma des kroatisch-slavonischen Komitats Syrmien gehörten. Diese Provinz wurde von Ungarn ausgeschieden und samt dem Banat und der Militärgrenze bis 1860 als „Serbische Wojwodschaft" wie ein eigenes Kronland verwaltet. Die etwas phantastischen Forderungen der Rumänen hingegen wurden nicht beachtet, die der Deutschen erfüllten sich zum Teil von selbst, da das Banat von Wiener Beamten und von der Armee

ganz kaiserlich, ganz deutsch verwaltet wurde. Erst nach dem Jahre 1867 setzte dort die neue Ordnung mit vollen Segeln ein.

Das schöne Deakistische Nationalitätengesetz, das die Schöpfer des Ausgleichs mit Österreich dem Lande gaben, beruhigte alle Völker für einige Zeit. Daß es niemals würde eingehalten werden, das glaubte man nicht. Namentlich die Schwaben waren voll kindlichen Vertrauens. Ihre Forderung nach einem deutschen Grafen, die im Jahre 1849 war erhoben worden, hatten sie längst vergessen.

Es ist bis zur Stunde vollkommen unbekannt im Banat, wer die treibende Persönlichkeit war, die hinter jenen dreizehn großen Gemeinden gestanden haben mochte, die die Träger dieser Forderung waren; unbekannt auch, wer diese bedeutsame Denkschrift verfaßte. Vielleicht wäre es am Ort der Datierung, in Bogarosch, noch möglich, etwas davon zu erfahren. Von den einunddreißig unterfertigten Männern dürfte wohl keiner mehr leben. Nur ihre Söhne könnten vielleicht noch etwas wissen oder Briefe aus jener Zeit besitzen, die geeignet wären, mehr Licht in die Entstehungsgeschichte der Petition an den Kaiser zu verbreiten.

Wieder einmal meldet sich in unserer Zeit mit aller Kühnheit der südslavische Einheitstraum, wieder einmal sind die Schwaben in Slavonien, in der Batschka und im Banat in der theoretischen Gefahr, von den staatlichen Projektenmachern als nicht vorhanden angesehen zu werden. In socher Lage kann das heutige, seines Wertes unendlich bewußtere Schwabentum von den Vätern vielleicht manches lernen. Was die südungarischen Deutschen von 1849 in einem bedingten Fall forderten, das müßten auch die heutigen in Bereitschaft haben, wenn der illyrische Traum des Jellačič in dem Schlagwort des Trialismus ihnen entgegentritt.

Budapester Brief.

Im Mai 1907.

Auf einer kurzen Reise nach meiner deutsch-ungarischen Heimat, dem Banat, habe ich mich wieder einmal einige Tage in Budapest aufgehalten. So oft man auch in die ungarische Hauptstadt kommt, es gibt da immer etwas Neues zu sehen. Die Bauten schießen aus der Erde wie die Pilze nach einem warmen Sommerregen, und die Denkmäler, die von Jahr zu Jahr hinzuwachsen, sind fast nicht mehr zu zählen. Diese Bauten sind ja nicht immer geschmackvoll und die Standbilder haben fast sämtlich einen etwas theatralischen Zug, aber das Gesamtbild der ungarischen Hauptstadt ist ein recht lebendiges und wirkungsvolles. Nur jung, unglaublich jung ist diese Stadt, das heißt das einstige Pest, und es tat darum gut daran, sich mit Ofen zu vereinigen, diesem altehrwürdigen Königssitze. Ohne diesen Hintergrund wäre Pest eine Stadt wie Chicago, Milwaukee oder sonst ein amerikanischer Handelsmittelpunkt. In Europa ist das Wachstum dieser Stadt so ziemlich ohne Beispiel.

Ich schlendere durch die Stadt und lasse die Bilder auf mich wirken. Und ich trage zur Vorsicht ein Reisebuch in der Hand, Meyers „Österreich-Ungarn", wie ein Fremder, denn etwas fremd ist mir die Stadt geworden durch die Tünche, die sie allmählich erhalten hat. Aber es kommt mir sehr zustatten, daß mein Blick durch diese Tünche dringt. Ich sehe durch das, was ist, auch das, was war. Und eigentlich war ja alles, was da ist, schon längst, nur hieß es anders. Wie bezeichnend ist es doch für diese junge Stadt, daß ihr Grundschema, man muß es, da es sich einem überall aufdrängt, immer wieder sagen, ein habsburg-dynastisches ist. Es gibt kaum einen wichtigen Stadtteil, der nicht den Namen eines

Mitgliedes der kaiserlichen Familie tragen würde. Da ist die Theresien-, die Josef-, die Franz-, die Elisabeth- und die Leopoldstadt, dort der Karlsring, der Franz Josephs-Platz, die Leopold-Basilika, der Leopold-, Josefs-, Elisabeth-, Theresien- und Franzensring, in Ofen drüben die Christinenstadt usw. Die Stadt ist eben erst geworden, nachdem Karl von Lothringen im Jahre 1686 die Festung Ofen den Türken wieder abgenommen hatte; sie ist unter habsburgischem Schutz und Schirm entstanden. Und ihre Anpassung an das Wiener Vorbild war bis in die allerletzte Zeit nicht zu verkennen. Das letzte Große, das von Wien übernommen wurde, war wohl der Begriff der Ringstraße. Was aber in Wien aus der Natur der Dinge hervorging, aus den Festungsringen einer tausendjährigen Stadt, das ist hier ein Kunstgebilde. Daß eine ringförmige Straße niemals eine Verkehrsstraße werden kann, sondern immer eine Luxusstraße sein wird für Menschen, die sehr viel Zeit haben, das erfuhr man in Wien zu spät. Aber die Ehrfurcht vor den historischen Gebilden einer so alten Stadt wie Wien ist eine Rechtfertigung der Ringstraße, die der Budapester fehlt. Und hier gibt es gar einen doppelten, einen inneren und äußeren Ring! Nichts stand in Pest der Bildung gerader Straßen im Wege.

Den angenehmsten Eindruck hat mir auch diesmal die Andrassystraße gemacht. In ihrer vornehmen Anlage, dem palaisartigen Charakter ihrer Häuser (keines höher als drei Stockwerke), der anmutigen und abwechslungsreichen Form der Vorgartenbehandlung und der Abwesenheit jeglichen proletarischen Fuhrwerkes oder Massenverkehrsmittels ist diese Straße eine Persönlichkeit. Sie führt vom Mittelpunkte bis hinaus ins Stadtwäldchen, und die Elektrische, die denselben Weg geht, ist in die Unterwelt verbannt. Es ist eine adelige Straße, wie Wien keine besitzt. Das Innere vieler

dieser dekorativ wirkenden Häuser, Paläste und Villen entspricht aber schon nicht mehr unseren Vorstellungen von einem modernen, komfortablen Wohn- oder Familienhause. Ich habe natürlich nicht alle besichtigt. Doch Stichproben machte ich da und dort. Und ich fand auch in den elegantesten Vierteln von Budapest Häuser mit offenen, freischwebenden Gängen, wie man sie in Wien in der josefinischen Zeit und auch noch unter Kaiser Franz gebaut hat. Sie zählen heute zu den alten Sehenswürdigkeiten in Wien. Hier aber sind sie das Neueste von gestern. Einer geht an den Fenstern und der Wohnungstür des andern vorüber und die Anstandsorte sind ein gemeinsamer Besitz. Den Begriff der absoluten Isolierung der einzelnen Familie kennt man, wie es scheint, nur in einer sehr geringen Anzahl von vornehmeren Wohnhäusern. Ich möchte das beinahe als Temperamentssache bezeichnen. Man lebt hier eben mehr nach außen als anderswo.

Der amerikanische Charakter dieser immer schöner werdenden Stadt ist mir nirgends so sehr aufgefallen als beim Parlamentsbau, der an sich eine europäische Sehenswürdigkeit ist. Hart neben diesem architektonischen Prunkstück des Meisters Steindl, des Schmidtschülers, stehen aber noch ebenerdige Hütten, erheben sich noch die Schlote primitiver Fabriksbetriebe. Das Neue der Kultur auf diesem Boden ist zum greifen. Und geht man neben all diesen klobigen Neubauten (dem Ackerbauministerium, der königlichen Tafel, der Börse und den Banken) seines Weges, so erblickt man auf einmal einen Mann, der hinter einem riesigen, breiten Sack steht und jeden anlächelt. Er ist umringt von Käufern und wünscht auch mit uns ein Geschäft zu machen. Was verkauft er? „Geplatzten Kukuruz.“ So wie man in Wien Kastanien feilbietet in den Straßen, so hier Kukuruz. Ich

war höchlich überrascht beim Anblicke des Mannes. Aus fernen Kindertagen erinnerte ich mich dieser allen Nationalitäten in Ungarn gemeinsamen Speise. Die Kukuruzkörner werden in ein Drahtsieb getan und über der Herdflamme so lange hin und hergerüttelt, bis sie rösten und platzen. Die aus dem Sieb herausspringen, das sind die allerbesten Kerne, und die Kinder, die nie als Zuseher fehlen, lesen sie mit Wonne auf. Und einen breiten, mannshohen Sack solch schlohweißer Ware hatte da der halbländlich gekleidete Mann vor sich stehen und die Leute liefen ihm zu und kauften sich um zwei Kreuzer Kukuruz.

Als ich meinen Rundgang durch Pest beendet hatte und auch in Ofen drüben gewesen war, um das Bild von der Höhe zu genießen, traf ich mit einigen Freunden im „Café Petöfi" zusammen. Ich gedachte mit ihnen über hundert ungarische Dinge zu reden und mir bei ihnen Auskunft über dieses und jenes Ereignis der letzten Zeit zu holen. Es geht ja so vieles vor in diesem Lande, das man nur versteht, wenn man in der Atmosphäre lebt, die hier herrscht. Aber ich kam nicht zu den Fragen, die mir auf der Zunge lagen, denn meine deutschen Freunde waren geladen mit Entrüstung und sie überboten sich in lauten Anklagen gegen — das Gastspiel des Deutschen Theaters aus Berlin, das gerade im Budapester Lustspieltheater vor sich ging. „Dieses schändliche Gastspiel!" rief einer aus, seines Zeichens Advokat und Abgeordneter. „Das hat uns noch gefehlt! Es kompromittiert uns vor dem Ungartum bis auf die Knochen."

Ich war nicht wenig erstaunt über diesen Ausbruch des Unwillens und bat um nähere Aufklärung. „Du weißt," sagte er mir, „wir sind ja noch immer beiläufig hunderttausend Deutsche in Budapest. Und so sehr wir uns auch an die Verhältnisse, die wir nicht ändern können, gewöhnt

haben und so lieb uns einzelne ungarische Theater geworden sind, wir haben es doch recht sehr vermißt seit Jahren, kein deutsches Bühnenwerk mehr deutsch hören zu können. Der Bann, der hier auf der deutschen Kunst lag, wurde aber vor einiger Zeit gebrochen. Es ist gelungen, alljährlich im Mai ein oder zwei deutsche Gastspiele aus Berlin hier einzubürgern. Weißt du, seitdem unsere eigenen Boulevarddichter in Wien und Berlin Geld verdienen, will man sich hier revanchieren, denn eine Hand wäscht die andere. Wir fragten nicht nach den Gründen und waren glücklich, als das erreicht wurde. Aber was bringen uns diese Berliner Herrschaften? Man bringt uns „Frühlings Erwachen" und den „Totentanz" von Wedekind, den „Gott der Rache" von Schalom Asch und dergleichen Stücke. Und dieser Herr Wedekind singt unseren Frauen und Töchtern zur Guitarre Dirnenlieder vor aus der gewissen Hamburgergasse. Wir sind einfach empört. Ist das die deutsche Kunst? Geschämt haben wir uns vor unseren Kindern!"

Ich wußte gegen solche Entrüstung nicht aufzukommen. Die Freunde waren für jeden Versuch, ihnen diese Erscheinungen der neuesten deutschen Literatur zu erklären und sie ästhetisch zu werten, unzugänglich. Und ich begriff zuletzt, welch grober Taktfehler mit der Aufstellung eines solchen Spielplanes für ein deutsches Gastspiel in Budapest begangen worden war. Solch äußerste literarische Erscheinungen einer gärenden Epoche ertragen wir im Gesamtbild des deutschen Kunstlebens zur Not, aber dort, wo jede Möglichkeit fehlt, mit dem Hohen und Großen der deutschen Poesie, mit dem Gesunden und Echten in Berührung zu kommen, dort können diese Produkte der Moderne nur Abscheu oder im besten Falle Befremden und Hohn erwecken. Wo sie repräsentativ auftreten und sagen wollen: Seht, so ist

jetzt die deutsche Kunst — dort sind sie eben unwahr und verlogen, dort sind sie der Schatten, dem das Licht fehlt, und sie können nur Ingrimm wecken und Verachtung. Was einem in der Umwelt des Wiener oder Berliner Kunstlebens nicht klar wird, das wird einem klar in der „Fremde". Diese Deutschen in Budapest wollen etwas für ihr Gemüt haben von einem Gastspiel deutscher Künstler, sie wollen Werke sehen, in denen sie den Vollklang ihrer Muttersprache vernehmen. Und sie wollen ihren Kindern sagen können: Seht, das ist deutsche Kunst!

Und während wir, über dieses Thema debattierend, hinter den Oleanderbäumen des „Café Petöfi" beieinander saßen, lief ein Zeitungsjunge vorüber und rief sein Blatt aus: „Magyar Estilap!" „Magyar Estilap!" Und er fügte hinzu: „Német invázio!" Immer lauter schrie er: „Német invázio!" („Deutsche Invasion!") „Német invázio!" Da stand einer aus unserer Runde auf und holte sich ein solches Blatt. Und richtig handelte der Leitartikel von dem deutschen Gastspiele im Lustspieltheater. Aber wir erstaunten alle über den Inhalt dieses Artikels. Er war nicht vom unduldsamen nationalen Standpunkte geschrieben, er richtete sich nicht gegen das Deutsche, weil es das Fremde war, sondern weil es das Schlechte, das Gemeine sei. „Eine Hochschule der Perversität" nannte der Artikelschreiber das Gastspiel des Berliner Deutschen Theaters. Und in ein paar überkräftigen Schlußsätzen kam er zu folgendem Vorschlag: „Wenn das, was wir hier von den Berlinern zu sehen bekamen und wofür sie schweres Geld mit nach Hause nehmen, die berühmte deutsche Kultur ist, jene Kultur, die unsere anderssprachigen Mitbürger so schwer entbehren, dann laßt die Gäste nicht mehr fort, denn ihre Kunst ist Gift, uns aber wird sie nicht schaden. Ändert immerhin ein ungarisches

Theater in ein deutsches um und schreibt darüber: „Deutscher Schweinestall". Vielleicht macht das die Deutschen hier glücklich und das Geld bleibt im Lande".

So wurde mir der Artikel des Kreuzerblattes in groben Zügen übersetzt. Dann trat eine große Pause ein. „Der Mann hat recht," sagte endlich der allererste Sprecher, „tausendmal recht!"

Und verstimmt gingen wir auseinander.

Die Einheit des Deutschtums in Ungarn.

Eine Vaterlandsrede.

(Gesprochen auf dem zehnjährigen Stiftungsfeste der Vereinigung deutscher Hochschüler aus Ungarn, das 1910 in Wien stattfand.)

Werte Freunde und Kommilitonen!

Politik zu treiben, sind wir hier nicht zusammengekommen, aber ohne Kulturpolitik wird es wohl heute nicht abgehen können. Man bringt nicht leicht wieder so viele Schwaben unter einen Hut, und hat man sie beisammen, muß man deutsch mit ihnen reden.

Der heutige Freudentag dieser studentischen Vereinigung hat für uns ältere Schwaben aus Ungarn etwas Erhebendes und Beglückendes. Er sagt uns, daß die Ideale unserer jungen Tage nicht so töricht waren und nicht so unerreichbar, wie man sie uns meist dargestellt hat.

Und dieser schöne Tag beschämt auch manche. Ich gestehe freimütig, daß es für mich eine mittlere Epoche gab, in der ich die deutsche Sache in Ungarn für verloren hielt. Der übermächtige ungarische Staat, der die ganze Verwaltung des Landes in den Dienst seiner chauvinistischen Politik gestellt hat, machte auch mich verzagt. Ich unterschätzte die Widerstandskraft und das Beharrungsvermögen unseres Volkes. Ein einziger Ausflug in die alte Heimat aber, die ich viele Jahre nicht gesehen hatte, genügte, um mich von meinem schweren Irrtum zu heilen. Ich fand das Deutschtum in Gefahr, in großer Gefahr, aber verloren fand ich es nicht. Im Gegenteil, ich witterte Morgenluft. Und die Erkenntnis dieses Zustandes hat mich wieder zurückgeführt zu den alten Idealen, zurück in das Lager des stillkämpfenden, auf seiner Scholle beharrenden Deutschtums meiner Heimat.

Sein Grundelement und sein stärkster Hort ist der deutsche Bauer, er wankt nicht und weicht nicht, läßt ungünstige politische Zeiten über sich ergehen wie schlechtes Wetter und Mißwachs; er duckt sich, wenn der Wind zu arg bläst, bestellt sein Feld und sein Haus und denkt sich: wird schon besser werden.

Aber auch der gesundesten Volkskraft darf nicht zu viel zugemutet werden; bis an die Wurzeln ihrer Existenz darf der Feind nicht dringen. Und dahin will er, dahin zielen alle Maßnahmen neuerer Zeit. Wäre es nicht so, wir säßen heute nicht hier.

Man läßt den deutschen Bauer in Ruhe sein Feld pflügen, damit er steuerkräftig bleibt, aber man nimmt ihm seit Jahrzehnten allerorten jene seiner Söhne, die über den Bauernstand hinausstreben. Alles, was auf dem vom ungarischen Staat vorgezeichneten Wege in die sogenannte Intelligenz emporwächst, wird entnationalisiert. Wie eine Seuche frißt dieser Zustand an allen Völkern Ungarns, besonders aber am Deutschtum.

Oft und oft habe ich mich gefragt, wo der tiefste Sitz dieser Volkskrankheit sein mag, und ich glaube ihm auch auf der Spur zu sein.

Zwei Wurzeln des Übels habe ich gefunden: Das fehlende Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und Einheit des ungarischen Deutschtums ist die eine; der völlige Mangel an einem Ideal für die deutsche Jugend Ungarns ist die andere.

Welches ist der heutige Stand des Deutschtums in Ungarn? Laut amtlicher Statistik betrug es nach der Volkszählung von 1900 2135181 Seelen. Wie die Zählbogen in Ungarn beschaffen sind, wissen wir; unter welchem moralischen Druck sie ausgefüllt werden, ist bekannt. Zehntausende,

hunderttausende werden bei jeder Volkszählung wenigstens zum Schein eingefangen für das Madjarentum.

Aber lassen wir diese Ziffern gelten.

Diese 2135181 Deutschen Ungarns leben in 1325 Städten und Gemeinden zerstreut und sie bilden laut amtlicher Feststellung noch heute in 1057 Gemeinden die Mehrheit. Von diesen Gemeinden sind 762 katholisch, 295 protestantisch.

Dieses Gesamtbild des ungarischen Deutschtums ist aber leblos. Man könnte meinen, der liebe Gott habe die Deutschen wie aus einer großen Streusandbüchse über das ganze Land ausgestäubt und sie lebten da in völliger Zerstreuung. Dem ist nicht so.

In Siebenbürgen, jenseits des großen Waldes, sitzen die Sachsen seit siebeneinhalb Jahrhunderten als fester nationaler Körper zwischen den Rumänen und Szeklern. In der Zips sitzt ein anderer Block Sachsen zwischen Slowaken und Madjaren seit undenklichen Zeiten. In den Komitaten Westungarns hat schon Karl der Große die deutschen Siedlungen angelegt, seine Ostmark reichte bis an die Raab.

Zu diesen drei ältesten Gruppen gesellten sich viel später die eingewanderten Schwaben des Banats und der Batschka, des Pester, Veszprimer und Tolnauer Komitates sowie der Baranya. Und aus ihrem Volksreichtum wurden hunderttausende hinübergeschoben nach Slawonien, in die „Schwäbische Türkei" und zuletzt nach Bosnien.

All diese Gruppen sind räumlich weit von einander getrennt, so weit, daß sie jahrhundertelang nichts von einander gewußt haben; und so vereinsamt waren einzelne Sprachinseln, daß man sie völlig vergessen konnte. Noch heute würde sich eine Entdeckungsreise durch Ungarn lohnen zur

Feststellung deutschen Lebens. Heute erst recht, da die Landkarte Ungarns die Deutschen verheimlicht.

Jede dieser Gruppen mußte ihren Daseinskampf einzeln führen; jede mußte in sich selbst die Widerstandskraft aufbringen, deren sie bedurfte, um sich zu behaupten. Kein Bruderstamm stützte und ermunterte den andern, keiner hatte das aneifernde Beispiel des andern vor Augen, es fehlte jede Aussprache, jeglicher Zusammenhang von Deutschen mit Deutschen. Und so muß man es denn beinahe wie ein Wunder ansehen, daß dieses zersplitterte und führerlose Deutschtum sich allerorten erhalten hat, daß es nur in der Zips, doch mehr gegenüber dem Slowakentum als gegenüber dem Madjarentum, an Boden verlor.

Das bodenständige, festwurzelnde, aber räumlich voneinander geschiedene und auch geistig nicht geeinte ungarische Deutschtum ist mehr als zwei Millionen stark. Wir haben 230000 Sachsen in Siebenbürgen, und noch immer 30000 bis 40000 Sachsen in der Zips. In West- und Oberungarn leben mehr als 100000 bajuvarische Deutsche. Im Komitate Tolnau und Baranya 100000 Schwaben; im Pester und Veszprimer Komitat und rings um Ofen 100000 Schwaben; in Slawonien und dem angrenzenden Gebiete 200000 Schwaben; im Banat und der Batschka an 600000 Schwaben! Die anderen leben zerstreut im ganzen Lande. Die bäuerlichen ungarischen Schwaben allein sind weit über eine Million stark, sie zählen um nicht vieles weniger als die schwäbische Bevölkerung des ganzen Königreiches Württemberg.

Die aus dieser Volkskraft hervorgegangene Intelligenz lebt in den ungarischen Städten. Und der ungarische Staat hat das Meisterstück zustande gebracht, sie zum weitaus größten Teil, wenigstens der Gesinnung nach, dem Deutsch-

tum zu entfremden. Diese deutsche Intelligenz ist zuerst durch ihren Bildungsgang, dann durch das öffentliche Leben und den staatlichen Verwaltungsapparat ständig dem größten Druck, den meisten Versuchungen ausgesetzt. Das hochgehende politische Leben reißt sie mit und im Kampf ums Dasein wird sie eben — wie sie ist.

Ich habe diese deutsche Intelligenz in Ungarn, die nur wenige rühmliche Ausnahmen zählt, in jüngeren Jahren verachtet. Ich tue dies heute nicht mehr, sie erscheint mir wie ein ungarisches Bodenprodukt.

Aber ich frage mich, wie kann man die künftigen Generationen dieser Intelligenz vor dem gleichen Schicksal bewahren? Nur dadurch, daß wir ihren Mutterboden stärken, nur dadurch, daß wir Kulturpolitiker mit allen Mitteln dahin streben, das seßhafte, bodenständige Deutschtum in Ungarn zu einer Einheit zusammenzufassen, indem wir den Gedanken der deutschen Gemeinbürgschaft über die Grenze hinübertragen, jener Gemeinbürgschaft, die doch wenigstens in nationalen Fragen ihre Schuldigkeit tut. Die mangelnde örtliche Einheit muß allmählich durch eine geistige ersetzt werden. Durch die Schaffung von Volksbildungsvereinen, durch Vorträge und Theatervorstellungen, Bücher, Zeitungen und Druckschriften jeder Art, namentlich durch eine gediegene Kalenderliteratur sollte dort eine Volksaufklärungsarbeit großen Stils eingeleitet werden. Der deutsche Bauer, der nur wirtschaftliche Ziele hat, nur Geld und Feld erraffen will, muß allmählich zur Erkenntnis seiner unwürdigen Lage gebracht werden. Er muß darüber belehrt werden, was er dem deutschen Volke schuldig ist. Schuldig aber ist er ihm seine Söhne. Die muß er ihm erhalten.

Das wäre der erste Schritt zur Schaffung einer neuen, einer nationalen Intelligenz. Fünfzig Jahre fast sind versäumt worden; tausend deutsche Volksschulen sind verloren gegangen in Ungarn, mit Ausnahme von Siebenbürgen besteht nicht eine einzige deutsche Mittelschule mehr. Aber es ist noch nicht zu spät, diese Schande zu tilgen. Wecken wir den Gedanken der Zusammengehörigkeit, machen wir aus der Vielheit eine Einheit, versuchen wir es mit persönlicher Aussprache, mit Volkstagen, erzählen wir einer Sprachinsel von der anderen mehr als bisher, überlassen wir keine mehr sich selbst.

Allen Gendarmen zum Trotz wird manche gute Aussaat gelingen. Die ersten Ansätze zu diesen Einheitsbestrebungen sind schon da. Ich erblicke sie in der „Ungarländischen deutschen Volkspartei" und in dieser studentischen Vereinigung. Sobald die Ungarländische deutsche Volkspartei einmal positive, politische Erfolge aufzuweisen haben wird, sobald einmal aus jeder deutschen Sprachinsel ein deutschgesinnter Abgeordneter im ungarischen Reichstag sitzt, kann diese geistige Arbeit sich in legalen Formen bewegen, kann die deutsche Gemeinbürgschaft dort aufleben und ein Schutzdamm werden.

Wie aber können wir die ganze studierende deutsche Jugend Ungarns für unsere Bestrebungen gewinnen? Sie wächst heran im Zauber des ungarischen Staatsideals, ist umrauscht von der Begeisterung, die dieses Staatsideal in der gesamten ungarisch sprechenden Jugend des Landes entfesselt, sie wird gesättigt mit der nationalen Geschichte des Madjarentums und erfährt so gut wie nichts vom eigenen Volkstum. Es gibt für die deutsche Jugend in Ungarn kein Ideal. Niemand weist ihr ein solches; kein Lehrer und kein Pfarrer, kein Politiker des Landes hat ein erhebendes Wort übrig für diese Jugend. Keine Zukunft tut

sich vor ihr auf, wenn sie nicht madjarisch wird. Im anderen Lager winken nicht nur alle materiellen Vorteile, dort ist auch Schwung und Begeisterung, dort zieht es die Herzen hin. Alles Schöne, alles Hohe, was die deutsche Dichtung, die deutsche Kunst zu bieten hat, wird im ganzen Lande unterdrückt, jeder höhere geistige Genuß ist nur durch das Mittel der madjarischen Sprache erreichbar. Und so erscheint sie auch dem Deutschen als die überlegene, als die edlere, die allein den Weg zu höheren Lebensformen weist.

Man muß gerecht sein. Weil die deutsche Jugend ohne Ideale nicht leben, ohne Ausblick in die Zukunft nicht bestehen kann, darum ist ihre Widerstandskraft so gering gegenüber dem Madjarentum.

Die deutsche Jugend in Ungarn braucht deutsche Ideale; sie muß wissen, wofür sie lebt und was sie von der Zukunft zu erwarten hat.

Worin können diese Ideale bestehen?

Sie müssen bestehen in der Liebe zu Volkstum und Muttersprache und in dem Bewußtsein der Volkseinheit von mehr als zwei Millionen Deutschungarn. Sie müssen bestehen in dem Stolz, daß das Deutschtum dem ganzen ungarischen Staat seine Kultur gegeben und daß jedes große Werk in diesem Lande auf deutsche Arbeit und deutschen Fleiß zurückzuführen ist. Und als höchstes Ideal muß das Gefühl in jedem lebendig bleiben, daß er zu dem Hundertmillionenvolk der Deutschen gehört und einen unschätzbaren Besitz verteidigt, wenn er nicht zu einem kleinen Volke und zu einer kleineren Sprachgemeinschaft hinabsteigt. Er wird seinem Vaterland besser dienen können, wenn er sich den ideellen Reichtum als Deutscher, in dem er geboren ist, bewahrt, als wenn er ihn preisgibt durch Entnationalisierung.

Dazu kommen auch positive Ideale.

Jeder Deutsche in Ungarn muß wissen, daß es zu seinem Schutze ein deakistisches Gesetz in Ungarn gibt, das ihm die völlige Gleichberechtigung im Lande sichert; dieses Gesetz gewährt ihm den Gebrauch seiner Muttersprache gegenüber allen Behörden des Landes, in der Gemeinde und im Komitat; es gewährt ihm seine Volks- und Mittelschulen und schließt selbst die Errichtung einer deutschen Hochschule nicht aus. Auf der Erfüllung dieses Gesetzes hat der Deutsche lässigerweise nie bestanden. Aber es lebt noch und seine Durchführung muß angestrebt werden.

Warum hat das ungarische Deutschtum seine Intelligenz in so rapider Weise verloren? Weil das Nationalitätengesetz ein toter Buchstabe blieb! Wer den Deutschen die strikte Erfüllung dieses Gesetzes erringt, der wird ihr Abgott werden, denn er bereitet die Volkseinheit aller Deutschen Ungarns vor und eine neue Zukunft.

Das alles, programmatisch zusammengefaßt und vertieft, ergibt ein positives deutsches Ideal für die deutsche Jugend in Ungarn. Und es gibt auch noch einen Weg, diese Jugend der schrankenlosen Einwirkung anderer Ideale zu entziehen. Das ist der Weg über Siebenbürgen.

Unter den Deutschen Ungarns bilden allein die Sachsen einen festen Körper seit Jahrhunderten und sie haben ihr gesamtes deutsches Volks- und Mittelschulwesen gerettet. Mit großen Opfern erhalten sie es. Hätten ihre Ahnen ihnen nicht einen reichen Bodenbesitz hinterlassen, hätten ihre Volksführer nicht wirtschaftliche Organisationen geschaffen, deren Reinertrag heute ihren Schulen zufließt, das stolze Werk wäre längst zusammengebrochen.

Heute ist dieses sächsische Schulwesen vorbildlich für das ganze Deutschtum in Ungarn; heute kann dieses sächsische Besitztum zum Hort werden für alle. Aus ihm heraus

kann jene nationale Intelligenz erstehen, die wir nicht entbehren können, jene neue Intelligenz, die künftighin die Erfüllung des Nationalitätengesetzes fordern und uns wieder deutsche Mittelschulen bauen wird. Denn die heutige Intelligenz baut keine und der Bauer erst recht nicht. Ihm obläge es, sein deutsches Volksschulwesen zu erhalten, das er in naivem Vertrauen an den Staat hingab, da man ihm sagte, es würde alles bleiben wie es war . . .

Schon ist dieser Weg über Siebenbürgen in aller Stille betreten worden. Seitdem in der Million Schwaben das nationale Bewußtsein aufdämmert, schickt mancher Vater seinen Sohn auf sächsische Mittelschulen. Dort pflegt man neben der selbstverständlichen Treue zum ungarischen Staat noch jene völkischen Ideale, die jeder Deutsche in Ungarn in sich tragen muß, wenn er nicht untergehen soll. Aber aus diesen spärlichen Anfängen muß eine ganze Volksbewegung entstehen; nicht zehn oder zwanzig, es müssen hundert, es müssen tausend deutsche Studenten aus Ungarn nach Siebenbürgen wandern. Freiplätze und Stipendien müssen geschaffen werden für diesen Zweck. Niemand darf uns das wehren, denn Rumänen und Zigeuner selbst nützen diese letzten deutschen Schulen für sich. Und der Schwabe sollte davon ausgeschlossen sein? Wenn er will, weiß er, was er zu tun hat.

Leider sind die seßhaften Deutschen in Ungarn nicht nur räumlich getrennt, sondern auch kirchlich. Aber das sind — um ein bekanntes Wort zu gebrauchen — Scheidewände von Papier, die muß man zerreißen, durch sie hindurch muß man sich die Hände reichen zu einer deutschen Gemeinbürgschaft von Protestanten und Katholiken. Volkstum und Muttersprache sind die obersten Leitsterne. An die Geistlichen, seien sie römisch-katholisch oder evangelisch, die

mein Kind glauben machen wollen, daß der liebe Gott in Ungarn nicht deutsch kann, an die glaube ich nicht mehr. Und für meine Seele werde ich schon selber sorgen.

Auch die katholischen Bischöfe, die uns einen undeutschgesinnten Klerus, den sie aus unserem eigenen Volke erziehen, in die deutschen Sprachmittelpunkte schicken, müssen wachgerüttelt werden. Sie haben an die Seelen zu denken und nicht an die madjarische Staatsidee.

Wenden wir uns ab von Seelsorgern, die nationale Politik gegen uns treiben. Ob ein Kind in eine evangelische oder katholische Schule geht, ist nicht so wichtig wie die Frage, ob es in eine deutsche Schule geht.

Und deutsch sind heute in Ungarn nur die Mittelschulen der Sachsen. Nützen wir diese Schulen und stützen wir sie. Machen wir sie zu einem nationalen Besitz aller Deutschen in Ungarn. Geben Sie uns aus dem Volk heraus eine Roseggerstiftung von zwei Millionen, wie sie der Deutsche Schulverein erhalten hat, für das Deutschtum in Ungarn, und das Problem, wie man dort eine nationalgesinnte Intelligenz schafft, ist mit Hilfe der sächsischen Mittelschulen in zwanzig Jahren gelöst."

Nach dieser Rede wurde von einem Chor des Wiener Akademischen Gesangvereines zum erstenmal das von Adolf Kirchl vertonte (und bei Adolf Robitschek, Wien, Graben 14, verlegte) „Banater Schwabenlied" aus den „Glocken der Heimat" gesungen und mit Jubel aufgenommen.

Banater Schwabenlied.

Es brennt ein Weh, wie Kindertränen brennen,
Wenn Elternherzen hart und stiefgesinnt.
O, daß vom Mutterland uns Welten trennen
Und wir dem Vaterland nur Fremde sind!

Noch läuten uns der alten Heimat Glocken,
Die Glocken unsrer Väter treu und schlicht,
Doch frißt der Sturm ihr seliges Frohlocken,
Und Blitz auf Blitz verstört das Friedenslicht.

Von deutscher Erde sind wir abgeglitten
Auf diese Insel weit im Völkermeer.
Doch wo des Schwaben Pflug das Land durchschnitten,
Wird deutsch die Erde und er weicht nicht mehr.

Wer mag den Schwaben fremd in Ungarn schelten?
Hier saß vor ihm der Türke, der Tatar.
Er will als Herr auf seiner Scholle gelten,
Ist Bürger hier und nicht dein Gast, Madjar!

Er hat geblutet in Prinz Eugens Heeren,
Vertrieb den Feind, der hier im Land gehaust.
Dein eigner König rief ihn einst in Ehren:
„Pflüg' mir den Boden, wackre Schwabenfaust!"

Aus einer Wüste ward ein blühend' Eden,
Aus Sümpfen hob sich eine neue Welt.
Von diesem Land laßt deutsch und treu uns reden,
Verachten den, der's nicht in Ehren hält.

O Heimat, deutschen Schweißes stolze Blüte,
Du Zeugin mancher herbenVäternot,
Wir segnen dich, auf daß dich Gott behüte,
Wir stehn getreu zu dir in Not und Tod!

Temeschwar.

(Ein stilles Jubiläum von Anno 1916.)

So wie Hermannstadt und Kronstadt, ist auch der Mittelpunkt des Banats durch den Krieg Rumäniens gegen uns dem Interesse der Außenwelt näher gerückt worden. Denn nicht bloß Siebenbürgen, auch das Banat wird von dem übermütigen walachischen Königreich beansprucht.

Wer heute nach Temeschwar kommt, wird sogleich die Umbildung dieser einstigen kaiserlichen Festung in eine moderne Handels- und Industriestadt wahrnehmen. Die innere Stadt, die durch einen mehrfachen Gürtel von Wällen und Gräben, Zugbrücken und Palisadenbauten abgeschlossen war, hat Luft bekommen, sie atmet heute frei und steht mitten in einer großen Entwicklung. Zwischen den Festungswällen und den Vorstädten lag einst eine Luftzone von fünfhundert Meter im Umkreise, die mit dem Bauverbot belegt war. Sie wurde schon im Jahre 1868 auf dreihundert Meter herabgesetzt und die Vorstädte begannen ihren Anmarsch gegen die Festung. Öffentliche und private Bauten, Handelsunternehmungen und Parkanlagen teilten sich in den gewonnenen Boden und es begann eine lebhafte Tätigkeit.

Die Grenze der statthaften Annäherung blieb aber bis 1890 aufrecht. Erst in diesem Jahre wurde vom Kriegsministerium die Bewilligung zur Abtragung der drei alten Festungstore erteilt und zwei Jahre später erfloß auch die kaiserliche Entschließung, nach der Temeschwar aufgehört hat, als befestigter Ort zu gelten; es sei fortan als offene Stadt zu behandeln. Ein wahrhaft amerikanischer Pulsschlag machte sich von da ab in der Umbildung fühlbar, und es wird in wenigen Jahren nichts mehr zu sehen sein von

dem früheren äußeren Bilde dieser Stadt, die man noch in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Klein-Wien nannte, denn auch Wien war damals eine geschlossene Festung und die Garnison von Temeschwar hatte hundertfältige Beziehungen zur Kaiserstadt. Das innere Bild der Stadt Temeschwar freilich, das wird noch lange fortbestehen.

Wer mit Jugenderinnerungen beschwert durch die alten Gassen mit den neuen Namen wandert, wird finden, daß sich da eigentlich gar nichts geändert habe. Das Wiener Tor, das Peterwardeiner und Siebenbürger Tor freilich, die sind nicht mehr. Der Kranz von Alleen auf den Wällen ist gefallen, die einstigen Rodelbahnen in der inneren Stadt, auf denen wir Schuljungen uns ergötzten, sind dahin. Aber sonst? Da sind die zwei Hauptplätze der Stadt, der Dom- und der Paradeplatz, in ihrer alten Ausdehnung und ihrem alten baulichen Charakter, da ist der Palast des Militärkommandanten, dort das Generalkommando, dahinter das schloßartige Artilleriezeughaus, das Stadthaus, die Sparkasse, das Komitatshaus, die Domkirche, die serbische Basilika, der bischöfliche Palast, das Seminar, die große Siebenbürger Kaserne, das Dikasterialgebäude, das Komitatsgefängnis, das Piaristengymnasium, der Palast des serbischen Religionsfonds. Zwischen diesen Stützpunkten des öffentlichen Lebens aus alter Zeit laufen die Miethäuser dahin wie einst. Nur da und dort ist ein stattlicher Neubau eingeschaltet worden, so das Stadttheater, die Synagoge und ein sehr bezeichnendes serbisches Kultusgebäude im byzantinisch-morgenländischen Stil. Sogar der „Stock im Eisen" ist noch am Eckhaus der Griselinigasse zu sehen. Die alte deutsche Handwerkersitte, die sich an dem Wiener „Stock im Eisen" seit den Zeiten des Mittelalters betätigte, sie war

also einst auch hier lebendig? Der über und über mit eingeschlagenen Nägeln bedeckte Baumstamm ist von kräftigem Wuchs, er hat noch acht Ansätze von Ästen und an dem Eisengürtel, der den Stamm an der Ecke des Hauses festhält, hängt ein mächtiges Vexierschloß. Dieses zu öffnen, war wohl einst der Witz. Ob es je einem Schlosser gelang? Ich weiß es nicht. Ich erinnere mich nur, mit welcher Scheu wir Buben dieses klobige Kunstwerk einst bestaunten. Und Auskunft geben kann heute niemand mehr über den Sinn des Ganzen. Nur daß der „Stock" aus den Tagen Maria Theresias stamme, glaubt man zu wissen. Unter den Sehenswürdigkeiten der Stadt aber ist er in den Büchern über Temeschwar nicht verzeichnet. Und eine solche ist er doch wohl.

Im Jahre 1716, also vor zweihundert Jahren, wurde diese alte Festung durch den Prinzen Eugen den Türken abgenommen, die die Stadt und das Land zwischen den drei Flüssen, der Donau, der Theiß und der Marosch, rund hundertvierundsechzig Jahre behaupteten. In vielen blutigen Schlachten waren die Türken, deren Herrschaftsgebiet einst bis Neuhäusel hinauf reichte, durch die kaiserlichen Heere besiegt und auf den Balkan zurückgeworfen worden. Hier aber, auf dieser großen, zum Teil versumpften und unzugänglichen Halbinsel zwischen Marosch, Theiß und Donau saßen sie fest. Das Temeschwarer Paschalik hielt sich am längsten. Aber nach dem großen Sieg bei Peterwardein im Sommer 1716 warf sich Prinz Eugen mit seiner ganzen Macht auf die Festung Temeschwar und am 12. Oktober hißte der Pascha die weiße Fahne auf den Mauern. Obwohl er über 18000 Mann und alle Hilfsmittel gebot, um einer längeren Belagerung zu widerstehen, ergab er sich, da die Stadt längst kein türkisches Hinterland mehr hatte und schon viertausend Tote zählte. Unter den ehrenvollsten Bedingungen

zogen die Türken ab, und die Feldherren tauschten sogar Geschenke. Prinz Eugen erhielt ein prachtvolles arabisches Pferd und er selbst sendete dem Pascha eine goldene Repetieruhr, die damals zu den größten Seltenheiten gehörte. Sie offenbarte dem Türken, was die Stunde geschlagen hatte.

Das war am 17. Oktober 1716. Am nächsten Tag zog Prinz Eugen ein und feierte hier seinen dreiundfünfzigsten Geburtstag. Er nahm Besitz von dem Sommersitz des Paschas beim äußeren Wall, und dieser Palast mit Park ist bis zum heutigen Tage der Sitz des jeweiligen Korpskommandanten von Temeschwar. Unvergessen ist es, daß der Pascha der Festung eine ganz besondere Bedingung zu stellen hatte vor der Übergabe. Er forderte nämlich freien Abzug auch für die unter seinem Befehl stehenden madjarischen Kuruzzen. Sie kämpften mit ihm gegen die Befreiung ihres Vaterlandes von der hundertsechzigjährigen Türkenherrschaft! Unwillig schrieb Prinz Eugen mit eigener Hand an den Rand des Übereinkommens die harten Worte: „La Canaglia puo andare dove vuole!" Die Kanaille (die sich mit den Türken gegen das eigene Vaterland verbündete) mag ziehen, wohin sie will . . . .

So rasch wurde nun mit der Besiedlung und Bebauung des neugewonnenen Landes begonnen, daß sich schon am 1. Jänner des Jahres 1718 ein deutscher Magistrat in Temeschwar bildete. Aus der Türkenzeit war eine kleine serbische Gemeinde in der Palanka (einer Vorstadt) zurückgeblieben, die in ihrer alten Ordnung belassen wurde. Auch hat die Vorstadt Mehalla noch heute ihren türkischen Namen. Zum Oberbefehlshaber des Banats und zum Kolonisator aber war vom Prinzen Eugen der geniale Lothringer, General Claus Florimund Graf Mercy dem Kaiser vorgeschlagen worden. Karl VI. bestätigte den Grafen in diesem

schwierigen und verantwortungsvollen Amte, und er begann eine segensreiche, unvergeßliche und unvergängliche Kulturarbeit, die ihn beinahe ein Menschenalter in Anspruch nahm. Gleichzeitig wurde die Errichtung der Militärgrenze in Angriff genommen, der die Aufgabe zufiel, das wiedereroberte Ungarn gegenüber der Türkei für alle Zeiten zu schützen. Sie war der Wall, hinter dem Graf Mercy seine Banater Kulturarbeit beginnen konnte, ein Werk, das unter Maria Theresia und Josef II. seinen Höhepunkt erreichte und bis in die Tage des Kaisers Franz fortgesetzt wurde. Ungefähr 80000 deutsche Kolonisten wurden in diesem Zeitraum im Banat angesiedelt, und wenn auch die Pest und andere Seuchen wiederholt ihre Reihen lichteten, sie schufen eine der größten deutschen Sprachinseln. Über 600000 Köpfe zählen die südungarischen Schwaben im Banat und in der dazugehörigen Batschka.

Gewaltige Arbeiten wurden hier vollführt zur Entsumpfung des Landes, Urwälder wurden ausgerodet, Städte gebaut, große Sümpfe entwässert, Flüsse schiffbar gemacht. Und der Ackerbau blühte auf und machte aus dem Banat die Kornkammer des Reiches. Eine Wüste war dieses Land, als es von den kaiserlichen Heeren den Türken abgenommen, ein Paradies, als es nach manchen Wandlungen im Jahre 1861 endgültig an Ungarn zurückgegeben wurde.

Das Andenken des Prinzen Eugen und des Grafen Mercy ist in Temesvar unvergessen, wenn auch keiner von ihnen ein Denkmal hat. Auf dem Giebel des Stadthauses, den bis vor einigen Jahren ein Wandbild schmückte, in dem das alte Stadtsiegel (ein palisadierter Türkenwall) abgebildet erschien, stand eine gar stolze lateinische Inschrift, die zu deutsch etwa lautete:

Was gewesen ich einst, das soll dies Zeichen Dich lehren.
Rings auf türkische Art siehst du die Wälle erbaut,
Die mit des Kaisers Heeren Prinz Eugen überstiegen.
Stolz prangt heute der Wall, Mercys vollendeter Bau.
Mögen die Himmlischen mir bis ans Ende der Zeiten bescheeren
Dies mein heutiges Glück, das ich so lange ersehnt,
Daß ich mich freue, so lang' der erhabene Adler mich schirmt, Du
Herrliches Österreich, unsere Fluren beherrschst.

Wie zur Erläuterung dieser Worte findet der aufmerksame Wanderer am rechten Torpfeiler des Stadthauses auch noch eine alte arabische Inschrift. Sie erzählt uns, daß sich an dieser Stelle noch im Jahre 1715 ein türkisches Bad befand. Und schon drei Jahre später ein deutsches Magistratsgebäude! Das Haus steht noch, die historische Inschrift aber, die Mercys einziges Denkzeichen in dieser Stadt war, ist kürzlich gefallen, da sie den heutigen Machthabern in Ungarn zu „österreichisch" war.

In der Mitte des Paradeplatzes, der jetzt Jennö Herczeg-Ter (Prinz Eugen-Platz) heißt, erhebt sich ein schlankes, zwanzig Meter hohes gotisches Denkmal zur Erinnerung an die heldenmütige Verteidigung der Festung im Jahre 1848. Kaiser Franz Joseph legte am 15. Juni 1852 persönlich den Grundstein dazu, und am 17. Jänner 1853 wurde es feierlich enthüllt. (Die silberne Kelle, die der Kaiser benützte, wird im Armeemuseum des Wiener Arsenals aufbewahrt.) Die Offiziere der Stadt, die sich um das Denkmal verdient gemacht hatten, wurden an jenem Tage zu Ehrenbürgern ernannt und es herrschte das denkbar einträchtigste Verhältnis zwischen der kaiserlichen Garnison und den Bürgern von „Klein-Wien". Aber auch dieses Denkmal ist schon vor Jahren verstümmelt worden. In meiner Knabenzeit lagen ringsherum wilde tierische Bestien aus Stein, die man heute vergeblich sucht, denn sie sind

weggemeißelt worden. Das waren die Sinnbilder, die Dämonen der Revolution. Oben stehen all die Tugenden verkörpert, die über diese Bestien gesiegt haben. So hatte das Denkmal einen Sinn. Sie fielen dem Wahn zum Opfer, daß diese Symbole die „Nation" beleidigen. Und eine Anlage von Akazienbäumen entzieht das Denkmal allmählich den Blicken.

Die Stadt ist seit damals gar mächtig gewachsen und ihre Bevölkerung hat sich wohl verdoppelt. Sie zählte im Jahre 1900 bereits über 35000 Einwohner, darunter 27051, die sich trotz aller amtlichen und von der Schule ausgehenden Beeinflussung noch immer zur deutschen Muttersprache bekennen. (Die Sprache des Verwaltungskörpers ist Madjarisch, die des Verkehrs Deutsch.) Die übrigen Bewohner verteilen sich auf Madjaren, Rumänen, Serben, Slowaken, Kroaten, Ruthenen und andere Nationen, und sie zerfallen auch in ein Dutzend verschiedener Religionsbekenntnisse und Sekten, an denen das Banat nie arm war. Kaiser Joseph schickte sogar die mährischen „Deisten" ins Banat.

So bunt wie die sprachlichen Verhältnisse ist auch das Trachtenbild, das sich besonders an Markttagen in der Stadt entwickelt. Wenn da die Schwäbinnen aus der Umgebung mit den Walachinnen und Serbinnen sich mischen, die alle in Nationaltracht kommen, wenn die ganze Garnison auf den Beinen ist und die geputzten „herrischen" Stadtfrauen sich mit ihren aus allen Nationen stammenden Dienstmädchen in das Marktgewühl drängen, und vielleicht da und dort zufällig ein paar madjarische Nationaltrachten oder einige Zigeuner auftauchen, ist das ein so farbiges Bild, wie man es nicht leicht wieder finden wird.

Der zweihundertjährige Gedenktag der Wiedereroberung Temeschwars und des ganzen Banats ist in den bewegten Tagen des Weltkrieges zu feiern unterlassen worden. Aber die Gewißheit haben wir gewonnen, daß es jetzt ebenso wenig walachisch werden wird, wie es nach 1848 serbisch geworden ist. Es ist auch noch lange nicht madjarisch. Mit dem Hintergrund von 600000 Schwaben wäre Temeschwar ein natürlicher Mittelpunkt deutschen Lebens in Südungarn und als solcher das stärkste Bollwerk gegen — die anderen. Diesen Eindruck wird auch die Armee Mackensens mitgenommen haben, die im Banat ihre Vorbereitungen traf zur Eroberung Serbiens.

Ein unhöflicher Briefwechsel.

I.

An Herrn Josef Geml
Bürgermeister

in Temeschwar.

Wien, am 25. April 1916.

Hochgeehrter Herr Bürgermeister!

Aus den Zeitungen des Banats erfahre ich etwas spät von dem Inhalt Ihres höchst interessanten Vortrages über die Anwesenheit des Feldmarschalls v. Mackensen in Temeschwar. Es ist zu begrüßen, daß Sie die Absicht haben, den Inhalt dieses Vortrages auch als Broschüre herauszugeben und wir „akademischen" Deutschen aus Ungarn, die derzeit in Wien leben, sind schon höchlich gespannt auf den genauen Wortlaut dieses Dokumentes. Denn ein solches wird es sein, wenn der Mann, der die Ehre hat, in dieser historischen Zeit Bürgermeister der Stadt Temeschwar zu sein, seine Erfahrungen niederlegt, die er mit dem Führer der deutschen Armee in Südungarn gemacht hat.

Vielleicht haben Sie den Druck Ihres Vortrages noch nicht abgeschlossen. Vielleicht können Sie einige Irrtümer desselben richtig stellen, damit sie nicht öffentlich gerügt, getadelt und zurückgewiesen werden müssen.

Sie selbst, Herr Bürgermeister, sind deutscher Abstammung, sind ein Nachkomme süddeutscher Einwanderer aus dem achtzehnten Jahrhundert. Aber Sie bezeichnen es als ein schmerzliches Erlebnis, daß der deutsche Feldmarschall von heute sich über die Schicksale jener Deutschen teilnahms-

voll erkundige, die einst ins Banat einwanderten, nachdem kaiserliche und deutsche Reichsheere dieses von den Türken befreit hatten. Ist Ihnen keine Ahnung davon aufgegangen, welch ein Schmerz es für den Führer der heutigen deutschen Armee sein mußte, zu erkennen, daß jene Deutschen in Gefahr schweben, ihre Nationalität einzubüßen, und daß das große deutsche Volk heute vielleicht zum zweitenmal im Südosten Europas umsonst geblutet und ihn von Feinden gesäubert habe? Denn der geringste Dank, den Ungarn dem Deutschtum für solche Taten zollen könnte, wäre doch der, daß man die dort seßhaften Schwaben sich als deutsche Bürger Ungarns entfalten ließe. Anstatt dessen aber sind Sie, obwohl selber ein Schwabe, schmerzlich berührt, daß Sie an Ihre eigene Abstammung erinnert werden. Und Sie nannten dem Feldmarschall Namen von Männern Ihresgleichen, die in Ungarn Karriere gemacht haben, aber Sie konnten von keinem einzigen dieser Namensträger sagen, daß er auch ein Deutscher geblieben wäre, denn alle sind um den Preis ihrer Nationalität oder doch der ihrer Kinder avanciert. Aber diese Herren kümmern uns nicht. Wer abfallen will, falle ab. Wer nicht fühlt, was es bedeutet, einem Hundertmillionenvolke anzugehören, der sinke ruhig hinab in den Schoß eines kleinen Volkes von acht Millionen, dessen Sprache und Kultur ewig Fremdkörper in Europa bleiben werden. Uns bekümmert bloß unser deutsches Volk von zweieinhalb Millionen, das in Ungarn lebt und das wir nimmermehr preisgeben werden. Mit Bezug auf die Lage unseres Volkes haben Sie dem Herrn Feldmarschall von Mackensen Mitteilungen gemacht, die im vollsten Widerspruche mit den Tatsachen stehen. Sie haben ihm unnötigerweise von den Sachsen in Siebenbürgen erzählt, deren Geschichte er sicher kennt und haben ihm zugestanden, daß dieses

Völkchen von zweimalhundertdreißigtausend Sachsen neben seinen deutschen Volksschulen auch sechs Mittelschulen und eine theologische Hochschule besitze. Das festzuhalten ist sehr wichtig. Denn Sie haben hinzugefügt, die anderen Deutschen in Ungarn hätten dergleichen Schulen nicht, weil sie nirgends in so dichten Massen beisammen wohnen. Aber, aber Herr von Geml! Leben in Temesch und Torontal allein nicht mehr Schwaben als es überhaupt Siebenbürger Sachsen in der Welt gibt? War Temeschwar nicht vor vierzig Jahren noch eine ganz deutsche Stadt, in der nur die Beamten madjarisch redeten? Sie erzählten dem Herrn Feldmarschall auch von dem schönen Nationalitätengesetz, aber Sie verschwiegen ihm wohlweislich, daß jenes Gesetz den Staat verpflichtet, den anderssprachigen Völkern dort, wo sie dicht beisammenleben, Schulen in ihrer Muttersprache zu errichten und zu erhalten bis zum Beginne der akademischen Bildung. Wo hat der ungarische Staat jemals diese Forderung erfüllt? Und Sie geben sich dazu her, heute zu behaupten, diese Verpflichtung bestehe überhaupt nicht, der ungarische Staat könne nur Schulen in der Staatssprache errichten und erhalten, „weil er keine Bürger für das Ausland erziehe"? Erlauben Sie, bilden sich die Sachsen in ihrer Muttersprache für das Ausland? Sie zitieren ein Gesetz, loben es und verleugnen es zugleich. Das ist doch ein starkes Stück! Sie sagten dem Feldmarschall auch, das Gesetz verbiete nicht die Errichtung von deutschen Mittelschulen, nur müssen sie die Deutschen erhalten. Gewiß verbietet das Gesetz das nicht. Aber glauben Sie im Ernst, daß nicht jeder ungarische Stuhlrichter den ersten Schritt zu einem solchen Unternehmen verbieten würde? Hei, da gäbe es wieder Landesverräter! Verbieten die Herren doch sogar die Bildung von Volksbildungsvereinen, sie nehmen angemeldete deutsche Ver-

sammlungen nicht zur Kenntnis und unterbinden auf jede Weise die Aussprache der Deutschen mit Deutschen. Sie nennen das im heutigen Ungarn Freiheit und erröten nicht dabei? Sie schämen sich nicht? Leider haben Sie vergessen, in Ihrem Vortrag auch das mitzuteilen, was der Herr Feldmarschall Ihnen geantwortet hat. Er dürfte nicht sehr überzeugt gewesen sein von Ihren „patriotischen" Ausführungen!

Ihr in vielfacher Hinsicht sehr interessanter Vortrag bewegt sich auch in seinem historischen Teil in einer Fülle von Irrtümern und absichtlichen Verschleierungen der tatsächlichen Verhältnisse. Sie vermeiden es mit einer wahren Ängstlichkeit, festzustellen, daß die habsburgischen Kaiser die Kolonisten in das Banat gerufen haben und nicht der General Mercy, der ja nur ein ausführendes Organ gewesen ist. Sie rühmen es, daß jene Deutschen die ersten freien Bauern auf ungarischem Boden waren und vergessen völlig, daß dieser Boden ein kaiserlicher war, denn auf ungarischem Boden gab es nur Leibeigene und Knechte. Nicht der Madjare hat jene Bauern freigemacht, sondern der Kaiser. Nicht der Madjare hat jene Bauern mit Feld und Vieh und Ackergeräten beteilt, sondern der Kaiser. Und wenn diese Eingewanderten sich frei und ungehemmt entwickeln konnten, so war es das Verdienst von Wien und nicht das irgend einer nicht existierenden madjarischen Regierung. Wie können Sie das Banat in jenen Zeiten überhaupt zu Ungarn zählen? Es war sogar durch eine Zollgrenze von Ungarn getrennt. Und auch Sie gebrauchen das Schlagwort von den „absolutistischen Zeiten" mit Trauer. Ihr Vater und Ihr Großvater aber hätten Ihnen erzählen können, daß diese sogenannten absolutistischen Zeiten die goldenen Zeiten des Banats und der Batschka gewesen sind! Das Elend war immer die Komitatswirtschaft. Sie erzählten dem Feld-

marschall auch, daß die im achtzehnten Jahrhundert eingewanderten Deutschen als Bettler ins Banat gekommen seien. Ob dieses bei Ihren Vorfahren der Fall war, kann ich nicht wissen, ich versichere Sie, daß die meinen ihre von den Franzoseneinfällen an der Rheingrenze ständig bedrohten Felder und Weinberge verkauft haben, um sich, dem Rufe des Kaisers folgend, als wohlbestallte Bauern im Banat niederzulassen. Und die im Wiener Kriegsarchiv liegenden Akten aus der Einwandererzeit können Ihnen erzählen, daß jene deutschen Bauern nebst ihrer höheren landwirtschaftlichen Kultur mehrere Millionen Gulden in das armselige Land gebracht haben. Sie haben das Banat durch Fleiß und unermüdliche Arbeit zur Kornkammer des Landes gemacht und weil auch arme Leute unter ihnen waren, nennt jeder Windbeutel unsere Vorfahren heute Bettler. Das hätten Sie nicht auch tun sollen, Herr Bürgermeister!

Ich will diese Zeilen beschließen und die Herausgabe Ihres Vortrages abwarten, ehe ich öffentlich darüber spreche. Sie haben für den Posten, den Sie einnehmen, überraschend wenig Gefühl. Sie sollten sich doch etwas genauer mit der Geschichte der Stadt beschäftigen, die Sie zu leiten haben. Sie erzählten dem Feldmarschall von einer romantischen Vergangenheit Temeschwars, die durch offenkundige Geschichtsfälschung künstlich konstruiert worden ist, aber Sie erzählten ihm nicht, daß Sie sich dessen bewußt sind, an der Spitze einer Stadt zu stehen, die durch hundertfünfzig Jahre einen deutschen Magistrat hatte und deren Bevölkerungszahl noch heute zu siebzig Prozent aus Deutschen besteht. Ihr Vortrag ist ein Bekenntnis für die allgemeine Unaufrichtigkeit und amtliche Heuchelei, die in ganz Ungarn herrscht. Wir Deutschungarn, die wir uns die Zukunft unseres Volkes angelegen sein lassen, wissen das zur Genüge, aber wir sind

Ihnen dankbar, Herr Bürgermeister, daß wir an der Hand Ihres Vortrages jetzt auch der weiteren Öffentlichkeit den Beweis dafür erbringen können.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebener

Adam Müller-Guttenbrunn.

II.

Herrn

Adam Müller Guttenbrunn

Wien.

In Ihrem Schreiben vom 25. April 1916 erlaubten Sie sich meinen Vortrag über „Mackensen in Temeschwar" einer böswilligen und beleidigenden Kritik zu unterziehen, ohne denselben gehört oder gelesen zu haben. Ihre Ausführungen deuten dahin, daß Sie blos den Zeitungsbericht der „Temesvarer Zeitung" vom 18. April gelesen haben, denn wenn Ihnen der Wortlaut meines Vortrages bekannt gewesen wäre, so wie derselbe in dem ungarischen Tagblatte „Temesvári Hirlap" vom 18. April angefangen in neun Fortsetzungen erschien, hätten Sie sich manchen Giftknollen erspart.

Die Feder sträubt sich zwar dagegen, mich mit einem „akademischen Deutschen aus Ungarn" in eine Polemik ein-

zulassen, dessen blinder Haß gegen sein eigenes Vaterland und dessen Geringschätzung der ungarischen Nation in solch drastisch feindseligen Ausdrücken zu Tage tritt, jedoch bezwinge ich mich wenigstens die einzige konkrete Anklage, an welche sich Ihresgleichen klammern, nämlich die Schulfrage in das wahre Licht zu stellen, insoferne die Ausführungen in meinem Vortrage nicht genügend einleuchtend wären.

Meine Antwort erfolgt deshalb erst jetzt, weil die Übersetzung und in Druck Legung des Vortrages sich hinauszog, — meine Erwiederungen aber blos an der Hand des Heftes — welches ich Ihnen gleichzeitig zusende — verständlich werden.

Vor Allem bemerke ich, daß Ihre Ratschläge und Drohungen wegen Richtigstellung der vermeinten Irrtümer bei mir abprallten; der Text des Vortrages ist im Heft derselbe geblieben, welcher vor Erhalt Ihres Schreibens der Öffentlichkeit übergeben war; er bedarf keiner Richtigstellung.

Ihre Behauptung, daß das ungarische Nationalitätengesetz den Staat verpflichtet, den anderssprachigen Völkern Schulen in ihrer Muttersprache zu errichten und zu erhalten, bis zum Beginne der akademischen Bildung — ist unwahr! Der Gesetzartikel XLIV. vom J. 1868 über die Gleichberechtigung der Nationalitäten enthält keine solche Verpflichtung.

Mir dünkt es jedoch, daß Sie auf den Paragraph 17 dieses Gesetzes abzielen, welcher den Minister für öffentlichen Unterricht verpflichtet, in den staatlichen Lehranstalten „nach Möglichkeit“ Sorge zu tragen, daß die Staatsbürger einer jeden Nationalität des Landes, wenn sie in größeren Massen beisammen leben, in der Nähe der von

ihnen bewohnten Gegenden, sich in ihrer Muttersprache bilden können, bis zum Beginne der akademischen Bildung.*) Weiter enthält der Paragraph 18 das Versprechen, daß in solchen Gegenden, wo mehr als eine Sprache üblich ist, in den Mittel- und Hochschulen für jede Sprache und deren Litteratur ein Lehrstuhl errichtet wird.

Aus diesem Wortlaut des Gesetzes ist es deutlich zu ersehen, daß der ungarische Staat zu folge des Nationalitäten-Gesetzes nicht verpflichtet ist, anderssprachige Mittelschulen zu errichten, denn wenn dies beabsichtigt gewesen wäre, so hätte dies im Gesetze ganz bestimmt zum Ausdruck gebracht werden müssen. (Siehe die Fußnote des Herausgebers!!) Es ist aber auch aus den Verhandlungen des damaligen Abgeordneten-Hauses und aus den damals schriftlich und mündlich vorgebrachten Wünschen der übrigen Nationalitäten ersichtlich, daß keine Nationalität eine solche For-

*) Um die Art und Weise dieser „Patrioten" zu kennzeichnen, genügt es, den § 17 des Nationalitätengesetzes wörtlich hierherzusetzen. Es ist keine Spur der Wendung „nach Möglichkeit" darin zu finden. Er lautet:

„§ 17. Die Bestimmung der Unterrichtssprache in dem vom Staate, beziehungsweise der Regierung bereits errichteten oder dem Bedürfnisse gemäß zu errichtenden Lehranstalten gehört, so weit hierüber das Gesetz nicht verfügt, zu den Agenden des Unterrichtsministers. Da aber der Erfolg des öffentlichen Unterrichtes vom Standpunkte der allgemeinen Bildung und des Gemeinwohles eines der höchsten Ziele auch des Staates ist, so ist dieser verpflichtet, dafür zu sorgen, daß die in größeren Massen zusammenlebenden Staatsbürger welcher Nationalität immer sich in der Nähe der von ihnen bewohnten Gegend in ihrer Muttersprache bis zu dem Punkte ausbilden können, wo die höhere akademische Bildung beginnt." („Die ungarischen Verfassungsgesetze." Herausgegeben von Dr. Gustav Steinbach, Wien, Manzsche Verlagsbuchhandlung, Seite 63.)

derung an die ungarische Nation gestellt hat, mithin hievon nie die Rede war.

Im Gegenteil, es trachteten alle Nationalitäten jede Einmischung des Staates in die Ausübung ihrer Sprachenfreiheit ferne zu halten, und bedungen sich blos die Erlaubnis, Schulen in ihrer Muttersprache selbst errichten zu dürfen. Es muß ja auch einleuchten, daß die Nationalitäten solche Forderung meideten, weil sie sich in staatlichen Schulen gewissen Bedingungen und Beschränkungen hätten unterwerfen müssen, welche ihren sonstigen Unabhängigkeits-Gefühlen (speciel bei damaliger Verhandlung ihrer Gleichberechtigung) widersprochen hätten. Diese Eifersucht gieng soweit, daß z. B. die Serben in Ujvidék im Jahre 1870 eine staatliche Subvention von jährlich 8000 Gulden aus dem Grunde zurückwiesen, weil der Staat dagegen die Bedingung stellen wollte, den Lehrplan (Ahan!) festzustellen und im Verhältnis des Betrages einige Lehrkräfte zu ernennen. (Ahan!) Wie kann man dann voraussetzen, daß die Nationalitäten solche Schulen für ihre Muttersprache vom Staate angestrebt hätten, in welchen der Staat den Lehrplan, die Disciplin und die Lehrkräfte allein zu bestimmen berechtigt gewesen wäre?

Es soll nun beleuchtet werden, wie die bewußten Bestimmungen des Nationalitätengesetzes gedeutet werden können und in welcher Weise der jeweilige Minister für Unterricht jener Verpflichtung nachgekommen ist, den Staatsbürgern anderer Nationalitäten „nach Möglichkeit“ *) die Ausbildung in ihrer Muttersprache auch in staatlichen Lehranstalten Gelegenheit zu bieten. — Nach dem Sinne des Gesetzes konnte blos die Modalität behandelt werden, ob

*) Diese Wendung ist Ihre Erfindung, Herr Bürgermeister!

und wo das Bedürfnis und die Möglichkeit besteht, in den staatlichen Schulen nebst dem Unterricht in ungarischer Sprache für solche Schüler, die ungarisch sprechen, auch Schüller anderer Zunge in ihrer Muttersprache zu unterrichten, das heißt doppel-oder drei-viersprachigen Unterricht zu erteilen. (!!)

Bezüglich der Volksschulen bestand kaum das Bedürfnis, in den staatlichen Schulen doppel-oder drei-viersprachigen Unterricht anzuordnen, denn in allen Dörfern hat entweder die kirchliche oder die politische Gemeinde Volksschulen in der Muttersprache der dortigen Bevölkerung errichtet, welche der Kultusminister stets fördert, ja sogar materiell unterstützt. In Gemeinden mit gemischter Sprache mußte der Lehrer in allen Sprachen unterrichten, oder mußte der Staat oder die Gemeinde für andersprachige Kinder Unterlehrer anstellen. (G. A. 38 v. J. 1868, §58.). Solche Schulen bestehen sehr viele.

In den Mittelschulen, insoferne solche nicht andersprachige Nationalitäten in ihrer Sprache selbst errichtet und erhalten haben, (wie die Siebenbürger Sachsen, die Rumänen und Serben), — bestand Anfangs die Möglichkeit, z. B. in Oberungarn bezüglich der slovakischen Sprache, vornehmlich aber in Südungarn und in anderen deutschsprachigen Gegenden, daß nebst der ungarischen, auch in deutscher Sprache Unterricht erteilt werden konnte, weil damals noch in den unteren Klassen ein, höchstens zwei Lehrer sämmtliche Lehrgegenstände versahen und weil in jener Zeit noch Lehrkräfte vorhanden waren, die in beiden Sprachen und in allen Fachgegenständen perfekt gebildet waren. Auch ich wurde Anfangs der 1870-er Jahre im Temesvarer Ober-Gymnasium in den unteren Klassen deutsch unterrichtet.

Jedoch später, als die Mittel- und Fachschulen sich stark vermehrten und als für jeden Lehrgegenstand besonders qualifizierte Fachlehrer verwendet werden mußten, und auch, weil die Lehrkräfte mit doppelsprachiger Bildung sich stets verringerten (Warum verringerten?), wurde diese Möglichkeit immer geringer, so daß allmählich der ohnehin schwerfällige doppelsprachige Unterricht fallen gelassen werden mußte.

Der einheitliche Unterricht in ungarischer Sprache in den Mittelschulen ist aber auch aus dem Grunde geboten, weil ja das Nationalitäten-Gesetz nicht blos die Deutschen, sondern auch alle übrigen Nationalitäten gleichberechtigt sehen will, mithin zum Beispiel in Südungarn, wo laut meinem Ausweise vier Nationalitäten beinahe in gleicher Anzahl vermischt wohnen, der Unterricht in den Mittel- oder Fachschulen größerer Städte, den dortigen und den nahegelegenen Nationalitäten anpassend, in 3—4 Sprachen geschehen müßte, ansonst die Eifersucht und die berechtigte Klage der nicht berücksichtigten Nationalitäten auf der Tagesordnung wären. Ist es jedoch denkbar, daß in einer Klasse, in derselben Zeit, ein Teil der Jugend ungarisch, der andere deutsch, wieder ein anderer Teil serbisch, und ein Teil rumänisch unterrichtet werde? Da müßten ja auch für jeden Lehrgegenstand in der betreffenden Unterrichtssprache vollkommen kundige, mithin zwei—dreimal so viel Lehrkräfte verwendet werden, besonders dann, wenn eine jede Nationalität solche Principien verfolgen würde, wie Sie, daß nämlich der Deutsche nicht verpflichtet werden kann, auch eine andere Sprache (die ungarische schon gar nicht!) zu erlernen.*)

---

*) Wo hätte ich das behauptet? A. M.-G.

Und sollte auch ein solch buntes Lehrer-Collegium denkbar sein, — in welcher Sprache sollten sie unter einander konferieren? Existirt überhaupt auf der ganzen Welt eine so gemischte Schule?

Ich glaube daher, daß die obbezogene Verpflichtung des Ministers für Unterricht vor beinahe 50 Jahren gut gemeint und unter den damaligen Verhältnissen auch teilweise durchführbar war, — weil jedoch der zukünftigen Entwickelung des Unterrichtswesens nicht praejudicirt werden durfte, hat das Gesetz blos die „Möglichkeit"(!!) doppelsprachigen Unterrichtes vorgesehen.*)

Der ungarische Unterrichtsminister entsprach und entspricht auch gegenwärtig vollkommen den Intentionen des Nationalitätengesetzes (!), den Anforderungen der allgemeinen Bildung und des öffentlichen Wohles, wenn er Jedem den Unterricht in den Volksunterrichts-Schulen (Elementar,- höhere Volksschulen, Bürgerschulen und Lehrerpräparandien) in der Muttersprache ermöglicht und fördert, dabei aber auch schon in den Elementar-Schulen die Erlernung der Staatssprache fordert, damit die Jugend später in den Mittel-, und Fachschulen dem ungarischen Unterrichte folgen könne. Was nun speciel die deutsche Sprache anbelangt, so ist diese immer exceptionell behandelt worden, indem das Gesetz und der Minister für Unterricht in allen Mittel- Fach- und Hochschulen die deutsche Sprache und Litteratur als obligatorischen Lehrgegenstand bedingt. Dabei muß bemerkt werden, daß die im Lande befindlichen übrigen Nationalitäten in letzterer Hinsicht mit den Deutschen nicht gleichberechtigt sind, weil das Bedürfnis und die Möglichkeit zum obligatorischen Unterricht fremder Sprachen

Wo steht dieses Wort? A. M.-S.

in der ganzen Welt blos die allgemeine Bildung zur Grundlage haben kann, wozu wohl die Kenntnis der internationalen Welt-Sprachen, bei uns daher der deutschen Sprache, nicht aber auch jene der kleineren Volksstämme gerechnet werden muß.

Wenn schon daher von einer Vernachlässigung der Nationalitäten gesprochen werden kann, so dürfen dies die Deutschen am allerwenigsten tun.

Ich habe zwar keine Hoffnung, Sie des Besseren belehrt zu haben, glaube jedoch, daß jeder unbefangene Deutsche, der die Berechtigung des Bestandes des einheitlichen ungarischen Staates anerkennt, sich diesen tatsächlichen Verhältnissen nicht verschließen kann und sich vor diesen, dem praktischen Leben entspringenden Argumenten beugen wird, umsomehr, als es allbekannt ist, und auch aus meinem offenherzigen Vortrage erhellt, welch' warme Anerkennung die Ungarn der deutschen Sprache und Kultur, sowie den hervorragenden Tugenden der Deutschen rückhaltslos und ehrlich zollen.

Sie behaupten ferner, daß jeder Stuhlrichter den ersten Schritt der Deutschen zur Errichtung deutscher Mittelschulen verbieten würde und daß es dann Landesverräter gäbe! Sie sagen, daß die Herren sogar die Bildung von Volksbildungsvereinen verbieten, sie nehmen angemeldete deutsche Versammlungen nicht zur Kenntnis und unterbinden auf jede Weise die Aussprache der Deutschen mit Deutschen!

Sie halten es für eine Schande, wenn ein Deutscher in Ungarn Karriere macht, denn dadurch giebt er seine Nationalität zum Preis und sinkt hinab in den Schoß eines kleinen Volkes von 8 Millionen, dessen Sprache und Kultur ewig Fremdkörper in Europa bleiben wird!

Wenn blos ein Funke ihrer Anschuldigungen den Tatsachen entsprechen würde, und wenn Ihr widerlicher Racenhaß auch nur im Mindesten begründet wäre, so hätte die Tendenz der Alldeutschen und auch deren geschäftsmäßigen Agitatoren — obzwar auch dann keine politische, jedoch eventuell vom Standpunkte der Stammverwandtschaft eine volksrechtliche Begründung. Nachdem aber solche Zustände blos in Ihrer Phantasie vorzufinden sind und nachdem sich Jedermann vom Gegenteil überzeugen kann, so finde ich und mit mir gewiß 99 Perzent unserer braven Deutschen nur Worte der Entrüstung ob solcher vagen Angriffe.

Wir alle wissen es, daß das Ungarland, welches Jahrhunderte hindurch, während welchen andere Länder sich friedlich entwickeln konnten, als Schutzwand der westlichen Kultur gegen den orientalischen Barbarismus verblutete und daher noch nicht auf jener hohen Entwicklungsstufe stehen kann, wie die westlichen Länder; — wenn daher in diesem Lande Gesetze oder Staatseinrichtungen mangelhaft sind und wenn auch berechtigte Wünsche nicht erfüllt werden können, so leiden darunter alle Staatsbürger des Landes ohne Unterschied der Nation gleichmäßig und es dürfen daher auch die hier ansässigen deutschen Staatsbürger eventuelle allgemeine mißliche Zustände nicht vom Standpunkte des Deutschtums beklagen, oder gar von denselben eine Unterdrückung ihrer Nationalität ableiten. —

Schließlich will ich Ihre gegen meine Person gerichteten Ausfälle, welche Ihre Kampfweise kennzeichnen, einfach zurückweisen, weil ich auch in dieser Angelegenheit, wie ich es stets in öffentlichen Sachen tue, meine Person dem allgemeinen Interesse unterordne.

Deshalb erkläre ich blos, daß es mich durchaus nicht schmerzlich berührt hat, an meine deutsche Abstammung erinnert worden zu sein, ich brüstete mich vielmehr mit meiner Heimat, in welcher ich vollkommene Gleichberechtigung genießen kann.

Ich habe keinen Grund zu erröten bei Verherrlichung der Freiheit in Ungarn und schäme mich nicht, bin im Gegenteil stolz, ein ungarischer Patriot zu sein. Ich identifiziere mich mit den historischen Gestalten und Geschichtsschreibern, deren Aufzeichnungen ich benützte und glaube nicht, daß ich mit denselben auch als Windbeutel und Geschichtsfälschern besudelt werden kann.

Die Unaufrichtigkeit und amtliche Heuchelei, welche Sie mir und ganz Ungarn zuschleudern, weise ich ebenfalls mit Entrüstung zurück.

Temesvar, den 5. Juni 1916.

Josef Geml
Bürgermeister
der königl. Freistadt Temesvar.

III.

Herrn Josef Geml
Bürgermeister
in Temeschwar.

Obwohl höchlich erstaunt über den Ton Ihres Schreibens vom 5. d. M., bestätige ich Ihnen den Empfang desselben, sowie auch den Empfang Ihres Vortrages über „Mackensen in Temesvar", den ich jetzt mit aller Ruhe und Aufmerksamkeit gelesen habe. Wenn Sie dasselbe mit

meinem Schreiben vom 25. April getan hätten, würden Sie daraus erfahren haben, daß ich nur die Zeitungsauszüge über Ihren Vortrag kannte und daß ich auf Grund dieser aufreizenden, plumpen Darstellungen an Sie geschrieben habe. Ich machte sogar den Vorbehalt, daß ich in der Hauptsache abwarten wolle, bis ich Ihren Vortrag in seinem Wortlaute kenne. Bis dahin sollte mein Brief an Sie ein Privatbrief bleiben. Sie erschienen mir nach jenem Auszug Ihres Vortrages als eine Verkörperung all der Anschauungen, die ich seit dreißig Jahren bekämpfe und ich mußte an Sie schreiben. So laut, wie die Verbreiter Ihres Vortrages in den Wald riefen, tönte das Echo zurück.

Jetzt kenne ich Ihren Vortrag wörtlich und er ist als Zeitdokument über Mackensens Anwesenheit in Temesvar nicht ohne Wert. Über den überflüssigen politischen Anhang und die darin vertretene Sache aber werden wir uns niemals verständigen. Bezeichnend ist es, daß dieser politische Anhang nur deshalb nötig wurde, weil ungarische Soldaten den zum Schutze Ungarns gegen die Serben anrückenden verbündeten deutschen Soldaten das Lied „Mégis hunczut a német"*) zu Gehör gesungen haben. Der Herr Generalfeldmarschall hat Sie aus diesem Grunde über das Lied und die Lage des Deutschtums im Banat befragt. Das war mir neu. Und es ist unbezahlbar für unsere Sache.

Und nun zu Ihrer Zuschrift, in der Sie meine Darstellung der ungarischen Verhältnisse als Phantasie bezeichnen. Vor allem muß ich mich mit Entschiedenheit dagegen verwahren, daß ich ein Feind meines eigenen Vater-

*) „Und der Deutsche ist doch ein Hundsfott!" S. 63 und 64 des Vortrags.

landes bin und die ungarische Nation hasse, weil ich mich offen als einen Gegner der heutigen Zustände in Ungarn bekenne. Selbst die offiziellen Patrioten im Banat hätten vielleicht doch schon merken können, daß Heimatliebe und nicht Haß meine Feder führt. Unwillkommene Heimatliebe, da sie voll Schmerz die verheerenden Wandlungen bucht, die sich dort vollzogen haben. Aber das sind die großen Geberden, die man im neuen Ungarn liebt. In keinem Lande der Welt gibt es mehr Vaterlandsverräter. Wer nicht mit den Wölfen heult, die gerade an der Krippe sind, der ist entweder ein pangermanischer Agitator oder eine katilinarische Existenz und verdient totgeschlagen zu werden. Das kennen wir! Nun, die Nachwelt wird darüber richten, wer seinem Vaterland größere Dienste geleistet und ihm mehr Ehre gemacht hat, Sie oder ich. Und sie wird darüber richten, ob diejenigen ungarischen Deutschen, die das Ungeheuerliche der heutigen Schulzustände ihres Vaterlandes in seiner ganzen Schmach empfunden und angeklagt haben, dieses mehr liebten, oder die, die diese Zustände billigten und verteidigten. Es muß viel faul sein in einem Staate, in dem man sich über den Elementarbegriff des Patriotismus nicht verständigen kann. Ich selbst weiß mich einig mit den großen Madjaren von Stephan dem Heiligen bis Stephan Szechenyi und Franz Deak, wenn ich Ungarn als einen Völkerstaat ansehe und die Erfindung des einheitlichen Nationalstaates verwerfe. Auch weiß ich mich frei von jeglichem Rassenhaß. Ich verfolge keine Personen, ich vertrete einen Gedanken, wenn ich Gerechtigkeit fordere und freie völkische Entwicklung der Deutschen in Ungarn auch unter madjarischer Führung. Ich und meine Freunde in Ungarn anerkennen die Hegemonie, nicht aber die Suprematie der Madjaren. Das auszusprechen gilt heute vor

den übermütig gewordenen Erben Franz Deaks als ein Verbrechen. Aber die Zeit wird kommen, wo dieser Gedanke und diese Forderung sich erlösend durchsetzen werden. Die ganze Zukunft der europäischen Völker, in deren Familie das madjarische ein kleinstes, ein fremdes und alleinstehendes Volk ist, und auch die Zukunft der Staaten liegt auf dem Wege der Entwicklung zur Achtung vor jeder Volkspersönlichkeit. Und Ungarn sollte sich nach der entgegengesetzten Richtung entwickeln können? Ungarn glaubt, den mittelalterlichen Begriff einer „politischen Nation", die sich aus den verschiedensten Völkern ernährt und zusammensetzt, dauernd aufrecht erhalten zu können? Man darf das billig bezweifeln. Wir Deutschen in Ungarn namentlich können nicht ferner der Mutterboden für eine Intelligenz bleiben, die beständiger Entnationalisierung unterworfen ist, wir dürfen nicht dauernd dazu verdammt werden, die Blüte unserer Kinder beständig an ein anderes Volk abzugeben. Sollen wir am ungarischen Staat mit allen Kräften mitarbeiten und ihn lieben, müssen wir uns voll Stolz als deutsche Ungarn bekennen dürfen. Sie stellen in Ihrem Vortrag selbst fest, daß bloß die Bauern deutsch bleiben im Banat, daß aber die, die einmal die ungarischen Schulen durchliefen, begeisterte „Ungarn" werden. Was heißt in diesem Falle „Ungarn"? Madjaren! Die Aufgabe der ungarischen Schule ist also, aus Deutschen Madjaren zu machen. Und doch erklären Sie die deutschen Schulen für unnütz, weil sie angeblich „für das Ausland erziehen". Ich verweise noch einmal auf die Siebenbürger Sachsen. Ungarn hat keine treueren Bürger als sie und sie haben deutsche Schulen und erziehen in denselben ungarische Patrioten. Diese Schulen sind eben keine Sprachschulen wie die meisten Lehranstalten Ungarns, sondern auch Charakterbildungs-

anstalten. Die Staatssprache ist in ihnen ein bevorzugter Lehrgegenstand, nicht aber das Um und Auf des ganzen Unterrichts, wie an tausend ungarischen Schulen, in denen unsere deutsche Jugend verdummt und unter die Kulturhöhe ihrer Eltern und Großeltern sinkt. Die eingewanderten Deutschen schrieben vor zweihundert Jahren aus dem Banat bessere deutsche Briefe nach der alten Heimat als unsere heutigen schwäbischen Soldaten aus diesem Weltkrieg an ihre Eltern geschrieben haben.*) Warum tut man uns solche Schmach an in einem freien Staat? Sie sagen, die Deutschen wollen keine deutschen Schulen. Ich aber sage Ihnen: Nur weil dem größten Teil unserer Intelligenz in den ungarischen Staatsschulen das völkische Rückgrat gebrochen wurde, nur darum haben wir heute so wenig Führer und Sprecher im Lande, die nach deutschen Schulen rufen und Männern Ihrer Art die gebührende Antwort geben würden. Sie sagen auch, unsere Jugend gehe „bereitwillig" in die ungarischen Schulen. Wollen Sie Witze machen? Wo soll sie denn hin-

*) Die A. E. G.-Union-Elektrizitätsgesellschaft, Wien, die jeglicher Politik fernsteht, veröffentlichte in dem Bericht über ihr im Felde stehendes Personal auch Feldpostbriefe. Darunter folgende Bestellung eines Banater Schwaben an einen Wiener Musikinstrumentenmacher:

„Libe Her Johan.

israjbine, Daz Sze mir siken Ajne Harmonje fun 35 Krone, 60 Heler, Hoh 25 Centimeter, 14 brajd, 19 klápe, 14 eken. Besiagen, 8 bössze, Stal Stim, Mid Rimen, Grine Rim, Fun Lajwand,

und fiszekenen Svinder cu siken Glajh kringsz geit, Per nah náme. Száajns Szogut. Giajh cu siken.

Libe Her Johan, Ek szpresz siknc, nur gut Szolci Szajn. — ihaben Fun ine in Rame nijen Fun 50 Krone, Gehapt.

Ject Blajme Kszund, gute Bolg Beslogn cu Szajn."

Ein erschütterndes Dokument!

gehen, da es für zwei Millionen Deutsche nicht eine einzige deutsche Mittelschule gibt?

Sie erklären in Ihrem Vortrag und auch in Ihrer Zuschrift an mich den Mangel an deutschen Schulen in Südungarn damit, daß die Deutschen nicht genügend dicht beieinander wohnen. Wenn Sie die Ihrem Vortrag beigefügte Bevölkerungstabelle aber mit einer solchen über Siebenbürgen vergleichen wollten, würden Sie finden, daß gerade die Sachsen äußerst zerstreut wohnen und daß das Verhältnis der Schwaben in Südungarn zu ihren Mitbewohnern ein unendlich besseres ist, als das der Sachsen. Von der romantischen Auslegung des Nationalitätengesetzes, die Ihnen beliebt, und den babylonischen Folgen, die Sie befürchten, kann man nur mit Heiterkeit Kenntnis nehmen. Mag sein, daß wir den Staat nicht verpflichten können, uns deutsche Mittelschulen zu bauen. Aber was in dem völkerreichen Siebenbürgen in national abgegrenzten Schulbezirken (und Wahlbezirken) möglich ist, das muß in den Komitaten des Banats und der Batschka doppelt möglich sein. Gerade Ihre Tabelle beweist es uns, denn sie stellt selbst nach der offiziellen Zählung die Anwesenheit von zirka 700000 Deutschen fest. Also dreimal so viel, als es Sachsen in ganz Siebenbürgen gibt! Sind Sie denn blind für diese schreienden Tatsachen? Mit Hunderttausenden subventioniert der ungarische Staat heute aus politischen Gründen die deutschen Mittelschulen der Sachsen, weil er diese gegen die Rumänen braucht. Wahrlich, er hätte längst auch in Südungarn ein starkes Deutschtum nötig!

Und auf die staatliche Anerkennung dieser tatsächlichen Verhältnisse müssen wir deutschungarischen Patrioten, die sich im Gegensatz zur heutigen Gestaltung der Dinge befinden, all unsere Hoffnungen bauen.

Immer redet man von der Notwendigkeit der madjarischen Sprache! Es handelt sich aber nicht bloß um die Erlernung der Staatssprache, die jeder intelligente Deutschungar lernen soll, und schon aus Klugheit zu lernen bereit sein wird, es handelt sich heute in Ungarn um Gedeih und Verderb von zwei Millionen deutscher Seelen. Man kann eine fremde Sprache lernen, ohne seinem Volkstum entfremdet zu werden. Die ungarische Staatsschule will aber diese Entfremdung. Die amtliche Heuchelei mutet der deutschen Mittelschuljugend Ungarns vor jeder Volkszählung das Bekenntnis zu, „daß es zwei Muttersprachen gibt", die daheim gesprochene und die in der Schule erworbene, die man „liebgewonnen". Ich besitze die Dokumente aus ungarischen Mittelschulen, die das beweisen.*) So höhlt man für die amtliche Statistik ganze Geschlechter aus, verwirrt sie und macht sie charakterlos. Anstatt brave deutsche Ungarn, züchtet man allerorten unechte Madjaren. Niemand kann den echten Madjaren höher schätzen als ich. Ich hasse nur die Janitscharen, die in ihren Reihen gegen uns kämpfen. Graf Julius Andrassy sprach am Pfingst-

*) Hier ist der Wortlaut einer solchen Belehrung, die vor der Volkszählung von 1910 an die Mittelschüler hinausgegeben wurde:

Muttersprache.

„Der Schüler gibt wahrheitsgetreu jene Sprache an, die er sein Eigen nennt, die er am besten beherrscht und die er am liebsten spricht. Dementsprechend ist zu beachten, daß am häufigsten zwar die Muttersprache identisch ist mit jener Sprache, die er in seiner Jugend, gewöhnlich von seiner Mutter, erlernte, mit dieser aber nicht immer zusammenfällt, denn die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß die Muttersprache des Schülers eine andere ist wie die seiner Mutter, besonders wenn er sich in der Schule oder durch anderen Verkehr eine andere, von der seiner Mutter verschiedene, angeeignet hat.

Königl. ung. Zentralstatistisches Amt."

sonntag vor einer großen Versammlung von Europäern in Pest ein ganz vortreffliches Wort. Er sagte: „Der Madjare ist wertlos, wenn er den Deutschen spielen will und seine Eigenart aufgibt!)*) Was aber, darf man wohl fragen, ist der Deutsche noch wert, der den Madjaren spielen will? Und doch wünscht man offiziell, daß er ihn spiele.

Aber ich müßte ein Buch schreiben, wollte ich auf all die Begriffsverwirrungen Ihres Vortrages und auf Ihr ungehobeltes Amtsschreiben gebührend erwidern. Es ist eine verabscheuungswürdige Kulturpolitik, die heute in Ungarn betrieben wird, sie entfremdet die Kinder unseres Landvolkes sogar dem lieben Gott, da sie sie zwingt, in einer Sprache zu beten, die ihnen unverständlich ist. Ich habe es mit Schrecken erfahren in der eigenen Verwandtschaft. Die Volksschuljugend findet den Weg zu Gott nicht und die Mittelschuljugend verliert den zu ihrem Volke. Es gähnt eine Kluft zwischen Kindern und Eltern.

Doch genug davon für heute!

Unverständlich bleibt mir, wie Sie, Herr Bürgermeister, einige scharfe allgemeine Wendungen meines Schreibens über die Geschichtsfälscher und die Windbeutel, die unsere Ahnen als Bettler verunglimpfen usw., mißverstehen konnten. Ich redete doch in der dritten Person. Auch pflege ich an Geschichtsfälscher und Windbeutel keine Briefe zu schreiben und mich hochachtungsvoll zu unterzeichnen. Dieses Mißverständnis erklärt mir einigermaßen den hohen Aufwand von Entrüstung und Aufregung in Ihrer Antwort,

---

*) In der einleitenden Rede zur Gründung der ungarischen „Waffenbrüderlichen Vereinigung", mitgeteilt im „Pester Lloyd" Nr. 162 vom 12. Juni 1916.

auf die ich denn auch nichts erwidere. Sie sind doch nicht mitschuldig an der Nichtgenehmigung von Volksbildungsvereinen und dem Verbot von Versammlungen Deutscher, die sich aussprechen wollen über ihre Not. Warum ereifern Sie sich darüber? Unsere trüben Erfahrungen mit den ungarischen Stuhlrichtern haben doch nichts mit Ihnen zu tun. Oder fühlen Sie sich mit diesen Herren solidarisch?

Ich bestreite Ihnen das Recht, Herr Bürgermeister, mich deshalb, weil ich die heutigen Zustände in meiner Heimat beklage und bekämpfe, für einen geringeren Vaterlandsfreund anzusehen als Sie einer sind. Man ist noch lange kein Feind seines Vaterlandes, wenn man eine andere Überzeugung hat als die amtliche. Und man haßt nicht die ungarische Nation, wenn man das verurteilt und reformiert haben will, was im chauvinistischen Übereifer geschaffen wurde. Auch besonnene Madjaren wie Mocsary, Ivan von Simonyi und andere haben es oft als verhängnisvoll bezeichnet. Es gibt Augenblicke, in denen ich mich voll Erstaunen frage, wie die Madjaren dahin gelangen konnten, allen Nationalitäten Ungarns das anzutun, was ihnen selber einst so weh getan hat.

Und ist auch das eine Phantasie:

Ich kehre nach längerer Abwesenheit in mein zweihundertjähriges schwäbisches Heimatdorf zurück und es hat einen mir fremden madjarischen Namen. Meine kleinen Vettern und Basen heißen nicht mehr Hannes und Jörgl und Michel und Bärbel und Liesel und Margret, sie heißen János, György, Mihály, Barbola, Erzsébet und weiß Gott wie. Warum? Der Pfarrer hat sie auf Grund eines verrückten Gesetzes so getauft — gegen den Wunsch der Eltern. Die Kinder grüßen madjarisch auf der Gasse und geben auf deutsche Fragen keine Antwort. Sie erzählen, daß sie selbst

auf dem Heimweg von der Schule nicht deutsch miteinander reden dürfen, der Herr Lehrer habe es bei Strafe verboten! Ich besuche dann meine Gräber in Budapest. Auf ein und demselben Grabstein finde ich die vorige Generation noch deutsch verzeichnet, die heutige aber madjarisch.*)

Schreien diese Steine nicht zum Himmel? Ist dieser Staat nicht ein politisches Narrenhaus? Ein Volk, das seine Macht in dieser Art mißbraucht, lädt eine schwere Schuld auf sich. Und wer sich zum Verteidiger seiner chauvinistischen Ausschreitungen aufwirft, der darf sich nicht wundern, wenn sich eine Stimme scharfer Abwehr gegen ihn erhebt.

Sie, ein amtlicher Banater Patriot, sind als solch ein Verteidiger hervorgetreten und ich, ein freier Banater Patriot, habe Ihnen meine Meinung gesagt. Weiterer persönlicher Komplimente zwischen uns bedarf es nicht.

Adam Müller-Guttenbrunn.

Weidling bei Klosterneuburg, am 18. Juni 1916.

---

*) Als Probe empfehle ich einen Besuch des großen Kerepescher Friedhofs in Ofen-Pest.

Was der Vetter Michel dazu sagt.

(Aus dem Kalender „Der schwäbische Hausfreund“ für 1917, herausgegeben vom Vetter **Michel** in Temeschwar.)

Der Herr Bürgermeister von Temeschwar hat im April 1916 einen schönen Vortrag gehalten über die Anwesenheit des deutschen Feldmarschalls von Mackensen in der Hauptstadt des Banats. Dieser Vortrag weckte Beifall und Widerspruch, denn Herr Josef Geml beschränkte sich nicht auf die Schilderung alles dessen, was mit der Anwesenheit des berühmten Feldherrn zusammengehangen war, er erzählte uns auch, was er auf eine etwas kitzliche Frage des Feldmarschalls, der sich nach der Lage der Deutschen im Lande erkundigte, diesem gern geantwortet hätte.

Und da hat sich der Herr Bürgermeister ein bißl vergaloppiert. Es interessierte den Herrn Feldmarschall, zu wissen, warum die Deutschen in Ungarn keine Schulen mit deutscher Unterrichtssprache haben, und da erzählte ihm der Herr Bürgermeister viel Schönes von den Sachsen in Siebenbürgen, die mehr als ein halbes Dutzend gute deutsche Mittelschulen hätten, diese aber selber erhalten. Die übrigen Deutschen in Ungarn, die übrigens meistens als Bettler ins Land gekommen wären, sagte er, wohnen nicht so dicht beisammen, daß sie deutsche Schulen haben könnten. Das Gesetz erlaube auch ihnen, sich deutsche Schulen zu errichten, wenn sie sie selber erhalten, aber sie verlangen sich gar keine. Sie gehen „bereitwillig“ in die ungarischen Schulen, weil sie sich ja nicht für das Ausland bilden wollen, sondern für ihr Vaterland.

Der Vetter Michel war nicht wenig erstaunt, wie er das alles in den Zeitungen gelesen hat.

Die Frage des Herrn Feldmarschalls nach unseren Schulen hat ins Schwarze getroffen, denn es zeigt sich immer mehr, daß die Schulsache der eigentlichste Beschwerdepunkt der Deutschen in Ungarn ist. Die 230000 Sachsen in Siebenbürgen haben Volks- und Mittelschulen, in denen die madjarische Sprache ein sehr wichtiger Lehrgegenstand ist, der gesamte Unterricht aber wird in der deutschen Muttersprache erteilt. Und sie sind die besten Patrioten, sprechen alle die Staatssprache und bilden ihre Söhne nicht für das Ausland, sondern für die ungarische Heimat, in der sie alle erdenklichen Ämter bekleiden. Auch sitzen sie ihrer dreizehn im ungarischen Reichstag als Deutsche, die aus Dankbarkeit und Überzeugung mit der Regierung gehen. Der Vorteil des Unterrichtes in der Muttersprache erweist sich an ihnen glänzend. Und es ist ja ganz falsch, zu glauben, daß die anderen Deutschen in Ungarn am Ende weniger patriotisch werden könnten durch den Besitz von Volks- und Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache. Gerade das blühende Schulwesen der Siebenbürger Sachsen, das von der Regierung reichlich unterstützt wird, beweist das Gegenteil von dem, was der Herr Bürgermeister von Temeschwar gesagt hat. Der Unterricht in der Muttersprache ist hundertmal nützlicher, er kräftigt und macht froh, während der in einer nicht geläufigen Sprache ermüdet und mehr Anstrengung erfordert als er sollte.

Hier ist nicht der Ort, Politik zu machen, es soll also kein Wort darüber geredet werden, warum die Regierung die deutschen Schulen in Siebenbürgen, wo die Sachsen mitten unter den Walachen eine Insel bilden, unterstützt. Vielleicht würde sie heute auch deutsche Schulen in Südungarn unterstützen, wenn wir solche hätten. Herr Geml verkündet es zu unserem Spott, daß das Gesetz die

Errichtung solcher Schulen erlaubt, wenn wir sie selber erhalten.

Merken wir uns das! Alle Welt hält heute die Schwaben im Banat und der Batschka für filzig, jeder sagt uns, wir seien selber schuld daran, daß wir keine deutschen Schulen haben. Ist das wahr? Reden wir heute nicht weiter davon, aber nehmen wir uns vor, die Probe zu machen auf die Erlaubnis zum Bau einer deutschen Mittelschule in Temeschwar und auch die auf die Filzigkeit der Schwaben. Die Behauptung, daß wir keine deutschen Schulen haben, weil wir keine wollen, muß auf irgend eine Weise widerlegt werden.

Es ist schon gesagt worden, daß die Siebenbürger Sachsen nur 230000 Seelen zählen. Diese verteilen sich auf vier Komitate und leben in großer Zerstreuung.

Im Bistritzer Komitat bilden sie. 20%
„ Kronstädter Komitat bilden sie . . .29,2%
„ Hermannstädter Komitat bilden sie . .28,1%
„ Groß-Kokler Komitat bilden sie . . .41,8%

der Gesamtbevölkerung. Und sie besitzen zweihundertsiebenundfünfzig deutsche Volksschulen und acht Mittelschulen, die sie sich selbst geschaffen, die aber neuestens auch von der Regierung unterstützt werden.

Wie verhält sich demgegenüber die mangelnde Dichtigkeit der deutschen Bevölkerung Südungarns? Die Deutschen bilden hier im

Temescher Komitat 30%
„ Bacsbodroger Komitat . . .28,3%
„ Torontaler Komitat 32%

der Gesamtbevölkerung, insgesamt aber zählen sie in diesen drei Komitaten 522000 Seelen, in ganz Südungarn aber mehr als doppelt so viel wie die ganze „sächsische Nation"

In den südungarischen Städten stellt Herr Geml selber fest, daß laut amtlicher (!) Statistik

in Temeschwar	43,6%
„ Werschetz	49,6%
„ Pancsova	38,8%

Deutsche leben. So dicht wohnen die Sachsen nirgends in Siebenbürgen. Es ist also ein leeres Gerede ohne jeglichen Inhalt, wenn gegen uns geltend gemacht wird, daß wir nirgens so dicht beisammen wohnen, um den Schutz des Nationalitätengesetzes anrufen zu können.

Der Herr Bürgermeister von Temeschwar mußte ein wenig berichtigt werden. Man darf solche Behauptungen, wie er sie aufstellte, nicht unwidersprochen lassen, weil sie von vielen ohne Prüfung geglaubt werden.

Die Frage, ob unsere Vorfahren als Bettler ins Land gekommen sind, ist nebensächlich. Keinesfalls sind sie als Faulenzer hergekommen und was sie heute besitzen, das haben sie sich erarbeitet. Aber wir wissen auch, daß sie im Laufe der Zeiten ein paar Millionen Gulden aus der alten Heimat in die neue gebracht haben. Noch hundert Jahre nach ihrer Einwanderung gab es Erbschaften zu beheben im Deutschen Reich! Dafür sind viele Zeugnisse vorhanden. Doch genug davon.

Mehr Aufmerksamkeit verdient in der heutigen kritischen Zeit die kulturelle Rolle, die das Deutschtum in ganz Südungarn spielen könnte, wenn man es richtiger behandelt hätte. Wir haben widerspenstige „anderssprachige" Mitbewohner im Lande, die es nur deshalb sind, weil ihre Volksgenossen als Nachbarn in selbständigen Staaten leben. Die Anziehungskraft von dort ist stark, die Verlockung beständig. Politische Fanatiker, Hetzer und Spione finden hier einen natürlichen Nährboden bei solcher Lage. Die

Deutschen im Banat sind aber ganz anders geartet. Und sie sind vom Deutschen Reich völlig getrennt, leben zweihundert Meilen weit von ihm entfernt. Treu und fest stehen sie zu Ungarn. Es ist aber heute gar keine Frage, daß man die Anderen in Südungarn hätte neutralisieren können durch die stärkere Entwicklung des Schwabentums. Gute deutsche Mittelschulen hätten eine weit stärkere Anziehungskraft auf die Anderen gehabt als die madjarisierten Staatsschulen. Die Zahl der Madjaren war immer zu klein im Banat, um diese anderen zu madjarisieren. Die Deutschen hätten die Aufgabe besser gelöst. Aber man scheute vor dem Schlagwort der „Germanisierung" zurück. Warum? Was hätte es dem ungarischen Staat geschadet, eine größere Gruppe deutschbewußter Kulturträger, als die Sachsen in Siebenbürgen es sind, in seinem Dienst im Banat arbeiten zu lassen? Da ist etwas versäumt worden! Und der Vetter Michel bleibt dabei, daß die Regierung heute ein paar deutsche Mittelschulen im Banat sehr gern unterstützen würde, wenn es welche geben täte.

Das schöne Wort Deutschungar ist mit Unrecht angefeindet worden. Kein anderes Volk in Ungarn hat sich selber solch einen Namen gegeben, sie nennen sich Rumänen, Serben, Slowaken usw., nur wir fügen unserem Nationalcharakter den Namen des Vaterlandes hinzu, nur wir sind Deutschungarn. Mit Stolz sollen wir an diesem Namen festhalten, den Fanatikern zum Trotz, die überall Landesverrat riechen. Nichts Dümmeres gibt es auf dieser Erde, als den volksbewußten Deutschungarn einen „Pangermanen" zu nennen. Was ist das, Herr Geml? Es dürfte den Herren, die das Wort so gern im Munde führen, schwer sein, es uns zu erklären. Die geistige Gemeinschaft mit dem Hundertmillionenvolk der Deutschen wird man uns niemals nehmen

können, aber an eine staatliche Gemeinschaft mit ihm denken zu wollen, wäre Irrsinn. Nie gab es einen Mann unter uns, der an so etwas dachte.

Graf Andrassy sagte zu Pfingsten 1916 in Budapest: „Der Madjare muß ein Madjare sein können, sonst ist er wertlos.“ Ein herrliches Wort! *Auch der Deutsche wird ein wertloser Waschlappen, wenn er etwas anderes sein will, als er ist.*

Die Rettung Ungarns.

Es sind im Laufe der letzten drei Jahrhunderte wiederholt Versuche unternommen worden, Ungarn in die westlichen Kulturformen einzuschmelzen, diesen halbasiatischen Staat zu europäisieren. Aber das wollte nie gelingen. Es konnte nach der hundertsechzigjährigen Türkenzeit nicht gelingen, weil alle Voraussetzungen dazu fehlten und das Land zuerst kolonisiert werden mußte. Es konnte unter dem „absolutistischen" Regiment Bach nicht glücken, weil die Vergewaltigung gegenüber altüberkommenen Einrichtungen und Gewohnheiten eine zu krasse gewesen ist, und es konnte erst recht nicht gelingen durch das Experiment von 1867. Denn der Umfall gegen das zehn Jahre vorher Gewollte war ohne Beispiel. Dieser Kaiserschnitt durch die Gesamtmonarchie ist nur verständlich, wenn man an Königgrätz denkt und die Ratlosigkeit der österreichischen Politik gegenüber dem siegreichen Preußen. Hätte nicht ein kleiner Gegner Bismarcks (Beust) unsere Politik damals geleitet, hätte nur ein einziger Kopf vorausgesehen, daß die Stellung Österreichs auch künftig nur an der Seite Deutschlands eine gesicherte sein könne, das Experiment mit Ungarn wäre niemals unternommen worden. Die Madjaren würden sich auch mit der Hälfte der Zugeständnisse, die ihnen gemacht wurden, begnügt haben und alles wäre heute anders.

Aber das Experiment ist nun einmal gemacht worden und jetzt ist das halbe Säkulum voll, seitdem die neue Ordnung in Kraft ist. Und es ist gut, daß diese Ordnung geschaffen wurde, denn der lebendige, unwiderlegliche Beweis, daß die madjarische Adelsrepublik sich nicht europäisieren läßt, konnte auf eine andere Weise kaum erbracht werden. Seit Jahren ist schon die Erkenntnis eine allgemeine, daß

die heutigen Zustände in Ungarn unhaltbar sind, daß eine gedeihliche Zukunft sich auf die dort geltenden Grundsätze nicht aufbauen läßt. Nur ein Tor verkennt die vielen guten Eigenschaften des madjarischen Volkes, nur die nackte Mißgunst leugnet die Fortschritte, die im allgemeinen auch in Ungarn in den letzten Jahrzehnten gemacht wurden. Es gibt eben mehr als zwei Millionen Deutsche in Ungarn und eine Million Juden. Und die arbeiten, die streben. Alle anderen Leute politisieren und beschäftigen sich mit dem Staat. Aber sie bemühen sich nicht um seine Verwaltung, die wohl die letzte unter den von Kulturvölkern bewohnten Gebieten ist, sie wollen nur seine Größe, seine Macht, seine sprachliche Einheit, seine mißverstandene „Unabhängigkeit". Der alte Völkerstaat Hungarn ist für sie schon ein madjarischer Nationalstaat oder er muß es werden. Das „Los von Österreich" wird in alle Gemüter gepflanzt. Was in den Schulbüchern seit Jahrzehnten zu lesen steht, nimmt diese Trennung schon vorweg, was mündlich gelehrt wird, geht weit darüber hinaus, und es wachsen dort Geschlechter heran, die Österreich nur noch als den alten Erbfeind und Unterdrücker Ungarns kennen. Die Irreführung der Jugend, die Verhetzung und Entfremdung ist eine systematische, der Bruch auf lange hinaus vorberechnet. Was die erste Generation nach 1867 nicht vermochte, das wird die dritte vielleicht vermögen. Bis dahin hat Ludwig Kossuth seine hundert Denkmäler im Lande und Rakoczi lebt ja auch noch. Bis dahin ist auch der madjarische Kleinadel, die Gentry, vollständig proletarisiert, das heißt um Grund und Boden gebracht und in die Versorgung des Staates übernommen worden. Das aber wird seine Europäisierung vollständig zunichte machen, denn dieser entwurzelte Kleinadel fühlt sich gleichwohl als Herr und er zieht mit diesem unausrottbaren Gefühl

in alle Ämter des Landes ein. In allen Komitaten, in allen Städten sind die Vermahnungen dieser Beamten, die Amtsstunden einzuhalten, eine ständige Erscheinung. Sie sind keine Diener des Staates, sie lassen sich bloß herab zu ihm. Und keiner von ihnen lernt irgend eine Landessprache, die zu kennen er gesetzlich verpflichtet wäre. Millionenvölker müssen die Sprache dieser Herren-Beamten lernen, wenn sie ihr Recht finden wollen. Die Schulen des Landes aber sind nur Sprachschulen und jeder Unterrichtsminister setzt seinen Stolz darein, immer neue Fußangeln für Schüler und Lehrer zu legen.

Grotesk ist die große Politik. Die verschiedenen Grafengruppen sind scheinbar in tötlicher Fehde. Was der Graf Tisza will und der Graf Andrassy meint und der Graf Karolyi fordert und der Graf Apponyi brandmarkt und der Graf Zichy anordnet und der Graf Desewffy bestreitet und der Graf Hadik für unwahr erklärt, damit beschäftigt sich das Land, damit speist die Presse ihre Leser Tag für Tag. Im tiefsten Grunde sind sie aber alle einer Meinung, im entscheidenden Punkte vermag auch das geschärfteste Auge einen grundsätzlichen Unterschied zwischen ihnen nicht zu entdecken. Der Graf Khuen ist über eine unbedachte Enthüllung dieses Punktes gestürzt, der Graf Tisza, der dabei mitgewirkt, erwies sich als der bessere Schauspieler und warf sich in die Bresche. Er spielte im Handumdrehen den Dynastischen und drückte als Präsident des Reichstages die Wehrvorlage durch, die lange Jahre obstruiert wurde. Dafür erhielt er, obwohl der König seit Jahren das allgemeine Wahlrecht in Ungarn forderte, als Gegengabe die Vollmacht, eine Wahlreform nach seinem Herzen durchzuführen. Und er schuf eine solche. Eine verrannte Opposition aber verhalf ihm neuerlich zur Ministerpräsidentschaft,

denn diese Opposition, deren Führer unkluger sind als Tisza, anerkennt nichts, was dieser seit dem 4. Juni 1912 als Präsident des Reichstages durchgeführt hat, der Hauptpunkt ihres Programmes lautet: „Restitutio in integrum". Die Sorge vor heillosen Wirren und Rückbildungen, vor dem Versuch, die Wehrreform zu annullieren, sie wurde die Mutter der zweiten Ministerpräsidentschaft des Grafen Stephan Tisza. Wie er im tiefsten Grunde denkt, das weiß „Wien" ganz genau. Er ist nur der Klügere, der Schlauere, er hat die Gabe zur Macht und weiß, daß man in ihrem Besitz die wirksamste Opposition machen und dies zugleich verschleiern kann. Daß er jetzt gestürzt wurde, weil die andern Grafen sich demokratischer geberdeten als er, wird als politische Posse enden, nicht aber mit der Demokratisierung Ungarns, nicht mit der Einführung des allgemeinen Wahlrechtes . . . .

Dieses Schaukelspiel mit einem Staat und seinen Völkern, wie es in Ungarn von ein paar Dutzend mächtigen Familien betrieben wird, kann unmöglich noch lange dauern. Die Völker wurden bisher gewaltsam in Unmündigkeit erhalten und die alte Dynastie, die ihnen nicht helfen kann, ist aus ihren Herzen beinahe verdrängt worden. Aber diese Völker haben das letzte halbe Jahrhundert auch nicht verschlafen. Sie sind erwacht und sehen, daß sie keinen Anteil haben an dem Staat, der ihr Vaterland ist, denn alle öffentlichen Stellen gehören der madjarischen Intelligenz und im Reichstag sind sie, die die Mehrheit im Lande bilden, kaum vertreten. Jede ungarische Regierung macht mit Hilfe der Banken und Gendarmen die Wahlen, die sie will. Das ist in ganz Europa bekannt. Es ist aber ebenso bekannt, daß „Wien" auf keinen Dank rechnen kann für diese Auslieferung von zwölf Millionen Nationalitäten an

die acht Millionen Madjaren. Das bedarf keiner weiteren Erörterung. Die Dynastie ist heute dort mit den Madjaren, wo sie vor 1867 war, nur sind diese inzwischen unendlich größer und mächtiger gemacht worden. Die alten Verschwörerinstinkte sind dieselben geblieben, nur haben sie andere Formen der Lebensäußerung angenommen. Aber auch diese Äußerungen sind allmählich zu derartiger Unerträglichkeit gesteigert worden, daß Graf Tisza schon drei Tage nach seiner zweiten Ministerpräsidentschaft einen Gesetzentwurf vorlegen ließ zum persönlichen Schutze des Königs vor Majestätsbeleidigungen und einen solchen zum Schutze der Institution des Königstums überhaupt. Solche Notwendigkeiten sprechen für sich. Sie sind aber nur ein schlauer Schachzug in jener Politik, die alle Auguren des Landes verfolgen, denn es ändert nichts an der systematisch erzeugten Grundstimmung des Landes, wenn die Majestätsbeleidiger künftig den unzuverlässigen Geschworenengerichten entzogen und vor gelehrte Richter gestellt werden. Tatsächlich war die Ehre des ungarischen Königs Franz Joseph vogelfrei bei dem Volke, dem er den ganzen Schatz seines Vertrauens geschenkt hat. Das beweisen viele Gerichtsfälle und es erhärten es diese Gesetze*). Kein monarchischer Staat hat derartige Ausnahmsgesetze nötig für die Person des Herrschers.

Wie wäre nun dem alten, ungelösten Problem, Ungarn zu europäisieren, beizukommen? Mit einem Wort: Wie ist Ungarn zu retten? Als Karl von Lothringen nach dem Entsatz von Wien auszog, um Ungarn von den Türken zu be-

*) In Szegedin wurde vor einigen Jahren ein Journalist, der den „Kaiser" gröblich beschimpfte, von den Geschworenen freigesprochen — weil es in Ungarn keinen Kaiser gebe.

freien, da bildete sich alsbald eine Kommission in Wien, der die Beratung über die „Einrichtung" des entvölkerten, verwüsteten Landes oblag. Kardinal Kollonitsch war ihr Vorsitzender und er überreichte dem Kaiser als Ergebnis der Beratungen eine sehr umfangreiche, lange geheim gehaltene Denkschrift über die Besiedlung des Landes mit Deutschen. Warum mit Deutschen? „Damit das Königreich oder wenigstens ein großer Teil davon nach und nach germanisiert, das hungarische, zu Revolutionen und Unruhen geneigte Geblüt mit dem teutschen temperiert und mithin zur beständigen Treue und Liebe ihres natürlichen Erbkönigs und Herrn aufgerichtet werden möchte." Diese Besiedlung wurde ja begonnen und durch ein Jahrhundert fortgesetzt, aber sie hätte verzehnfacht werden müssen, um dem naiven Staatsideal dieser Denkschrift zu dienen. Heute haben die Madjaren den Spieß des Kardinals Kollonitsch längst umgedreht, sie stampfen vor den Augen ganz Europas die Jugend anderer Völker in die ihre ein, sie verwildern das Geblüt der Mitbewohner des Landes, anstatt das ihrige zu temperieren.

Wie dieses Ungarn zu retten wäre? Es ist für die europäische Kultur nur zu retten, wenn es gelingt, die übrigen, die brachliegenden Millionen-Völker Ungarns in den Dienst des Staates zu stellen und die Madjaren im Wettbewerb mit ihnen zu europäischer Arbeit zu erziehen. Man muß die ausschließlich der Politik lebende madjarische Intelligenz mit fester Hand vor ein inneres Sedan stellen und die Adelsherrschaft im Lande auf ein natürliches Maß einschränken.

Also ein Staatsstreich? Gott behüte! Mit dem Absolutismus ist in Ungarn nichts auszurichten. Auch an den Dualismus soll man gar nicht rühren. Die

Staatlichkeit Ungarns ist ein alter Begriff und es liegt eine gewisse Kraftquelle in ihm. Nicht der Madjare, nur die Staatlichkeit braucht neues Blut und es müßte ein Weg gefunden werden, ihr dasselbe verfassungsmäßig (das heißt im Stile Tiszas) zuzuführen. Und dabei braucht man nicht einmal die Führerschaft der Madjaren gefährden, die Hegemonie kann ihnen bleiben, nur die Suprematie muß ihnen entwunden werden. Aber sie müßten sich künftig diese Führerschaft verdienen und sie müßten in der ständigen Sorge erhalten werden, sie nicht zu verlieren. Die Erfahrungen von drei Jahrhunderten haben die Erkenntnis gereift, daß es ein anderes Staatsrezept für Ungarn nicht gibt.

Ungarn (mit Kroatien) hat heute zwanzig Millionen Einwohner, und die Zahl der Madjaren, das heißt der sich zu ihrer Sprache Bekennenden, ist angeblich auf achteinhalb Millionen gestiegen. Die Mehrheit der Anderssprachigen ging auf elfeinhalb Millionen zurück. Dieser Völkerstaat wählt 413 Abgeordnete für den Reichstag und Kroatien entsendet 46 Delegierte dahin, die aber in inneren ungarischen Angelegenheiten keine Stimme haben. Wenn man in runden Ziffern rechnet, so spricht der ungarische Staat samt Nebenländern je einer Million seiner Bewohner 23 Abgeordnete zu (obwohl die gesamte Wählerzahl dieses Staates bisher nur 900000 beträgt!). Auf Grund dieser Formel ist auch die kroatische Abordnung von 46 Vertretern aufgebaut. Diese Formel aber braucht bloß Anwendung zu finden auf alle in den Ländern der ungarischen Krone wohnenden Völker und die Lösung des ungarischen Staatsproblems ist in greifbare Nähe gerückt.

Als Kaiser Franz Joseph zum König von Ungarn gekrönt wurde, ging ein kleines Häuflein von unversöhnlichen

Kossuthianern in das Dorfwirtshaus von Czinkota nächst Pest und schwur sich zu, daß das, was zu dieser Stunde in der Hauptstadt geschah, nie anerkannt werden soll. Aus jenen drei oder vier „Unabhängigen" ist eine Armee geworden. Die madjarische Opposition geht immer nach Czinkota und sie tagt auch jetzt im Geiste dort. Sie wollen immer etwas anderes als Wien. So lange der König Franz Joseph das allgemeine Wahlrecht forderte, verweigerten sie es. Da er es dem Grafen Tisza erließ und sich mit der Militärvorlage begnügte, warfen sich die Oppositionsgrafen auf das allgemeine Wahlrecht. Und der junge Kaiser und König nahm sie jetzt beim Wort. Werden sie nicht wieder nach Czinkota gehen, wenn es Ernst wird? Lukacs und Tisza haben ja eine Wahlreform nach ihrem Herzen gemacht, aber die wollen sie scheinbar nicht; sie brauchen die Massen, die zu ihrem Verdruß einige Jahre im Lager des Königs waren, hinter sich, und darum versprechen jetzt sie ihnen jeden Tag das allgemeine gleiche Wahlrecht. Nicht der König, nein, sie, die Grafen, wollen das Land demokratisieren. Die noch gar nicht in Kraft gesetzte Wahlreform Lukacs-Tisza soll angeblich gestürzt werden, weil sie viel zu wenig demokratisch ist. Ja freilich! Zum Schein! Die Herren hatten die „Straße" verloren, weil der König mehr bot, jetzt sind sie die Meistbietenden, sie haben die Straße wieder und — sie werden sie nach Czinkota ausbauen.

Vielleicht kommt der Augenblick bald, diese politischen Schauspieler beim Wort zu nehmen in der Wahlrechtsfrage, denn im Grunde ihres Herzens kann keiner der Czinkotaer Grafen das wollen, was sie predigen. Und sind sie noch einmal bloßgestellt vor dem Lande, dann wird sich ja wohl ein zweiter General Fejervary finden, oder ein Kristoffy, Ungarn zu retten. Und es ist nur zu retten nach dem

Schlüssel, der für Kroatien gilt: Jeder Million Bewohner 23 Abgeordnete! Den achteinhalb Millionen Madjaren gebühren also 196 Reichstagsmandate, den mehr als zwei Millionen Deutschen 50 Mandate, den Rumänen bei 70, den Slowaken 50, den Serben 20 Mandate. Einige andere würden sich verteilen auf kleinere Völkergruppen. Um diesen Grundsatz in seiner vollen Reinheit durchzuführen, müßten aber völkische „Kommassierungen" stattfinden, das heißt, es müßten getrennte Sprachgruppen zu einem Wahlkreise zusammengelegt werden und es hätte die gemeindeweise geheime Abstimmung stattzufinden, die jetzt verboten ist. Man weiß, daß dieses Verbot, an dem krampfhaft festgehalten wird, die Korruption durch „gesetzliche" Fuhrlöhne und Traktierungen der Wähler am fernen Wahlort zur Folge hat. Außerdem erhält die Gendarmerie dadurch ein Arbeitsfeld, das weidlich mißbraucht wird.

In dem Augenblicke, da diese einfachste, in einem Völkerstaat natürlichste und gerechteste aller Staatsformen in Ungarn verfassungsmäßig durchgeführt ist, beginnt auch die seit Jahrhunderten erwünschte Temperierung des madjarischen Geblütes. Die Madjaren würden als Volk fortan rund zweihundert Stimmen im Reichstag haben und nicht bei vierhundert, wie heute. Sie werden sich knapp an der Grenze der einfachen Mehrheit bewegen, aber diese nie überschreiten. Da sie ausgezeichnete Politiker sind, werden sie sich die Führung nicht einen Augenblick entwinden lassen, aber sie werden sie nur behaupten können durch ein Bündnis. Und es liegt nahe, daß sie sich zunächst der fünfzig Stimmen der Deutschen versichern werden, denn diese sind am willigsten, sie stehen ihnen am nächsten. Selbst Tisza bezeichnete die Deutschen als die Säulen der ungarischen Nation. (Nation als Staatsbegriff.) Und diese Stimmen dürften

auch am billigsten zu haben sein. Eine Fülle von Macht fiele den Madjaren auch dann noch zu, aber die Deutschen bekämen ihre völkische Freiheit zurück, sie könnten als brave Ungarn, die sie immer gewesen sind, ihrer besonderen Kultur leben, sie würden ihre verlorenen tausend deutschen Volksschulen wieder erhalten, sie könnten sich wieder Mittelschulen bauen und eine Hochschule fordern, sie würden, da sie die madjarische Sprache sehr gerne lernen, in allen Ämtern sitzen und ständig einen Landsmannminister im Kabinett haben, der ihre Interessen wahrnimmt. In einem bescheideneren Maße würden die anderen Völker Ungarns nachrücken und sich jenen Anteil am Staat, der ihnen gebührt, auf parlamentarischem Boden erkämpfen können. Eine dem Ganzen wohltuende Opposition hätten sie allein darzustellen. Ihre Kontrolle wäre dann umso nötiger, weil es ja getrennte madjarische Parteien kaum mehr gäbe. All die unfruchtbaren staatsrechtlichen Froschmäusekriege im eigenen Lager der Madjaren hätten ein Ende oder sie würden sich auf ein Schattenspiel beschränken. Der volle Ernst, ihre Jahrhunderte alte Staatlichkeit zu behaupten, wäre für die Madjaren gekommen und er würde sie einigen, er würde sie vielleicht zu jener redlichen Arbeit erziehen, die die anderen Kulturvölker leisten müssen, wenn sie bestehen wollen. Sind sie die politisch Tüchtigeren, sind sie die berufenen Führer des Landes, woran ich gar nicht zweifle, dann werden sie in diesem Wettbwerb immer voran bleiben und all die Irrtümer vermeiden, die in Österreich auf ähnlichen Wegen begangen worden sind. Die durch eine halbhundertjährige Alleinherrschaft erfahrene Kräftigung der Madjaren nimmt ihnen niemand mehr und sie wird auch dem zu reformierenden Ungarn nur zustatten kommen.

Das ist der einzige gangbare Weg zur Lösung des ungarischen Problems.

Graf Stephan Szechenyi, der „größte Ungar", der seine Tagebücher und Memoiren bekanntlich deutsch niederschrieb, sagte einst: „An seinem Hochmut wird mein Volk zugrunde gehen."

Ich sage: Wer die Madjaren vor sich selber rettet, der rettet Ungarn für die Monarchie und für Europa.

Inhalt:

Adam Müller-Guttenbrunn

hat das deutsch-ungarische Problem auch in den folgenden Büchern behandelt:

Der große Schwabenzug.
Roman, 14. Tausend.

Barmherziger Kaiser!
Roman, 14. Tausend.

Joseph der Deutsche.
Roman, 13. Tausend.

Götzendämmerung.
Roman, 12. Tausend.

Die Glocken der Heimat.
Roman, 15. Tausend.

Der kleine Schwab'.
Erzählung, 15. Tausend.

(Verlag L. Staackmann, Leipzig.)